

„Studia Pastoralne” 2010, nr 6, s. 387–420

„Hat der Humanismus eine Zukunft?”
Ein wissenschaftliches interdisziplinäres Symposium
(Universität Freiburg/Schweiz 3.–5. Dezember 2009)

Das interdisziplinäre Symposium „Hat der Humanismus eine Zukunft” wurde durch Prof. Dr. Adrian Holderegger organisiert (Lehrstuhl für Moraltheologie und Ethik an der Theologischen Fakultät). Ihm stand ein prominentes wissenschaftliches Komitee zur Seite, das ein sechsteiliges Programm zum Thema erstellte. Zu den jeweiligen Programmpunkten konnten internationale Experten gewonnen werden.

Grundsätzliches

Grundsätzlich ist anzumerken, dass sich das Anliegen des Symposiums aus der Universitätsverfassung ableitet, welche einen „offenen Humanismus” zur Grundlage für Forschung und Lehre erklärt. Die Form der wissenschaftlichen Auseinandersetzung am Symposium entspricht denn auch gut thomistischer Tradition, welche will, dass jemand nicht bloss eine Lehre vorträgt, sondern sich auch dem *sed contra*, also der Kritik stellt. Darum wurde unmittelbar nach der Darlegung eines Themas jeweils gleich auch ein kritischer Kommentar durch kompetente Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler abgegeben. Erst nach dem Disput zwischen Referenten und Kommentatoren wurden Rückfragen und Meinungen aus dem Publikum entgegengenommen, das aus anderen Wissenschaftlern und Studenten zusammengesetzt war. Leider haben sich allerdings nicht alle Referenten der Gesamtlogik des Themas untergeordnet und sind nur zeitweise am Symposium präsent gewesen.

Es zeigte sich, dass der Begriff „Humanismus” selbst in der Kritik steht. Ein Rückgriff auf historische Modelle führt in die Irre. Er muss von Fall zu Fall neu definiert werden. Dann geht es um zeitübergreifende Konstanten, welche das „Humanum”, das Menschliche bzw. die Menschlichkeit, die Humanität bezeichnet, aber auch da nicht im Sinne einer ewig bleibenden Wahrheit, sondern im Sinne

eines anhaltenden Prozessgeschehens. Aber selbst da bleibt die Frage, ob der Begriff „Humanismus“ sich eignet, um ein ethisches Programm für die Zukunft zu beschreiben.

Näher kommt man dem Thema, wenn man die Frage konkreter stellt: Was ist eigentlich der Mensch? Wer bin ich bzw. wer werde ich sein? Bei einer solchen Fragestellung erkennt man um so pointierter, in welchen modernen Entwicklungen die Ängste, die Bedrohungen und Gefährdungen unserer menschlichen Existenz liegen. Und diese sind umfassend.

Herausforderung Wissenschaftsverständnis

Das moderne Wissenschaftsverständnis gerät in den Konflikt mit den Selbstverständlichkeiten, die seit jeher das Menschsein des Menschen ausmachen. Was bedeuten „ich“, „Seele“, „Geist“, „Bewusstsein“, ja „Gott“, wenn die Wissenschaft zeigt, dass es kein „Aussen“ gibt, keine Instanz, welcher der Natur gegenüber steht, keine „Ursachen“, die jenseits der Natur liegen? Nicht nur die Evolutionslehre, sondern die ganze Naturwissenschaft bewegt sich heute auf dieser Grundlage. Wenn nun diese Meinung absolut gesetzt wird, sprechen wir von „Naturalismus“, der dem „Humanismus“ gegenübersteht, von einem „Reduktionismus“, der andere Betrachtungsweisen nicht mehr zulässt. Prof. Dr. Julian Nida – Rümelin aus München versucht in seinem Eröffnungsvortrag der Reduktion entgegen zu wirken, indem er das Humane an drei Punkten aufzeigt:

1. in der Autarkie bzw. der Autonomie des Menschen, besser gesagt: in seinem Ich-Bewusstsein, das sich gegenüber den Naturvorgängen als unabhängig empfindet.
2. in der Rationalität bzw. in der Fähigkeit, sich von Gründen „affizieren“ oder motivieren zu lassen, um dieses oder jenes zu tun. Der Mensch fragt dann nicht mehr nach den Ursachen, für die die Naturwissenschaft zuständig ist, sondern nach den Gründen, warum er handelt.
3. im Universalismus bzw. in der Einsicht, für das Schicksal der Menschen verantwortlich zu sein und sich zum Beispiel für die Menschenrechte einzusetzen zu müssen.

Darin liegt auch der Grund, warum ein Handeln einem bestimmten Menschen auch zugeschrieben werden kann.

Herausforderung Neurologie

Das moderne Wissenschaftsverständnis wird nicht zuletzt in der Neurologie greifbar. Prof. Dr. Michael Pauen aus Berlin unterscheidet zwischen den neurologischen Phänomenen und ihrer Deutung. Er spricht von den Konzepten, mit denen wir die Vorgänge im Gehirn erklären. Diese Konzepte verändern sich. So ist es heute unmöglich, von „über-natürlichen“ oder „ausser-natürlichen“ Substanzvor-

stellungen auszugehen, um die neurologischen Prozesse zu erklären. „Seele“ und „ich“ kommen nicht zu den Vorgängen hinzu, sondern äussern sich im Prozess der Vorgänge selbst. Unter einer solchen Voraussetzung ist die Bedrohung durch die Neurowissenschaft ein Missverständnis. Der Mensch hat sich auch in der Geschichte immer von wissenschaftlichen Erkenntnissen bedroht gefühlt, er wird sich auch durch die neuen Erkenntnisse hindurch bewahren, ja sogar erfahren, dass er mehr als bisher Mensch wird.

Das anschliessende Referat des Berliner Prof. Dr. John-Dylan Haynes war allerdings nicht dazu angetan, die Gemüter zu beruhigen. Sein Referat zeigte Methoden und Ergebnisse der Neurowissenschaft. Nicht nur zeigt sich sage und schreibe sieben Sekunden vor der bewussten Entscheidung eines Menschen, wie er sich faktisch entscheiden wird. Sie zeigt auch, ob jemand die Wahrheit sagt oder lügt, mehr noch – wenigstens in Anfängen, woran jemand denkt oder was er sich wünscht. Das macht den zukünftigen Menschen vorhersehbar, manipulierbar.... Umso mehr stellt sich hier die Frage, ob es im Interesse des Menschen sein kann, solche Forschungen zu betreiben. Verbote und Moratorien würden aber jedenfalls nichts bewirken. Wir sind mit den Ergebnissen der Forschung früher oder später konfrontiert.

Herausforderung „Speziesismus“

Mit „Speziesismus“ brandmarken seit einiger Zeit eine grosse Anzahl von Ethikern und Philosophen die in ihren Augen nicht berechnete Sonderstellung des Menschen gegenüber dem Tier. Prof. Dr. Dieter Birnbacher von Karlsruhe und Zürich lehnt in einer sukzessiven und logisch einsichtigen Weise dar, dass diese Sonderstellung des Menschen in verschiedener Hinsicht nicht mehr in einem absoluten Sinn vertreten werden kann. Unter anderem spielt die Leidensfähigkeit der Tiere eine zentrale Rolle. Für eine „moderate Sonderstellung“ des Menschen spricht hingegen die grössere Identifizierung des Menschen mit Menschen. Er erkennt ungleich intensiver seine eigene Identität, wenn er einem Menschen begegnet. Ebenso ist die Intensität des Menschen mit einem leidenden und sterbenden Menschen grösser als im Falle eines Tieres, weil darin auch das eigene Schicksal erkannt wird. Diese moderate Position schliesst jedoch eine entsprechende Tierethik nicht aus.

Prof. Dr. Angelika Krebs aus Basel lehnt diese moderate Auffassung ab und fordert auf der Grundlage der Bedürfnisanalyse eine absolute Ablehnung der Sonderstellung des Menschen. Sie spricht von gleichen Rechten von Mensch und Tier, will aber nichts davon wissen, ähnliche Forderungen auch für die Pflanzenwelt zu erheben.

Genau hier setzt der ehemalige Freiburger Prof. Dr. Beat Sitter-Liver ein. Er zeigt, dass auch Pflanzen erkennbare individuell strukturierte Bedürfnisse haben. Deswegen sind auch sie in eine „humane Ethik“ einzubeziehen.

Herausforderung Kultur

Die Freiburger Prof. Dr. Simone Zurbuchen springt für den erkrankten Redner aus Montréal ein und spricht von der problemgeladenen Rechtfertigung der Menschenrechte auf der Grundlage eines „übergreifenden Konsenses“. Die Gedanken führt der Magdeburger Prof. Dr. Georg Lohmann weiter. Obwohl beide an der Allgemeingültigkeit der Menschenrechte festhalten, zeigt sich doch, wie schwierig eine allgemeine Rechtfertigung ist. Nicht nur akzentuieren zum Beispiel asiatische Weltanschauungen den Vorrang des Kollektivs vor dem Individuum, die Begründung personaler Rechte muss auch aus eigenen Traditionen stammen. Lohmann betont auch, dass der Adressat der Menschenrechte der Staat ist, nicht einzelne Personen. Die Schwierigkeiten könnten aber überwunden werden, in dem die Menschenrechte einbezogen würden in die staatlichen Verfassungen. So entstünde eine Auseinandersetzung innerhalb der Kulturen.

In einer heftigen Auseinandersetzung unterstreicht dann Prof. Dr. Eva-Maria Belser aus Freiburg den heuchlerischen Umgang des Westens mit den Menschenrechten. Sie seien oft blosses Lippenbekenntnis, oft eine erpresserische Forderung für wirtschaftliche Leistungen und verdecken eigene Defizite. Die Referentin möchte wegkommen von absoluten Forderungen und das Konzept der Menschenrechte „flüssig“ halten.

Da die Menschenrechte ein wichtiger Ausdruck des „Humanums“ sind, zeigt diese Auseinandersetzung, wie notwendig es ist, sich durch fremde Kulturen in Frage stellen zu lassen. Nicht von ungefähr wurde die Schweizer Abstimmung zum Minarettverbot allseitig als negatives Beispiel vorgeführt.

Herausforderung Geschichte

Die beiden vorgesehenen Vorträge von Prof. Dr. Jérn Rösen, Essen, und Prof. Dr. Jürgen Oelkers, Zürich, mussten krankheitshalber ausfallen. Dafür kamen die beiden Kommentatoren Prof. Dr. Volker Reinhart und Prof. Dr. Christiane Thompson, beide aus Freiburg, zum Zug. Ersterer verwahrte sich vehement gegen die Verwendung des Humanismusbegriffs. Der Humanismus der Renaissance könne nicht Referenz sein: zu sehr betonen ihre Vertreter die Nation, sie seien „Sprachfetischisten“ und zeigten eine allzu grosse Nähe zur Macht. Der Begriff taue daher nicht. Auch Frau Thompson will sich nicht mehr an zurückliegenden Humanismuskonzepten (angebliche Unverzwecktheit) orientieren, sondern sich neue humane Ziele in der Bildung setzen.

Herausforderung säkulare Befindlichkeit

Religiöse Deutungen und Begründungen haben es in einer säkularen Welt schwer. In einem eindrücklichen Vortrag zeigte der Bonner Prof. Dr. Kobusch den

Weg der abendländischen Freiheitsgeschichte auf. Der „moralische Mensch“ ist der Mensch, insofern er sich in Freiheit vollzieht. In der Antike wird die menschliche Freiheit als „Autarkie“ verstanden, als Selbstbestimmung und als „Unbedürftigkeit“, als „Durch-sich-selbst-sein“. Dieses antike Freiheitsverständnis gipfelt in Gregor von Nyssas Aussage: „Wir sind gewissermaßen die Väter unserer selbst, indem wir uns selbst als die hervorbringen, die wir sein wollen, und durch unseren Willen uns nach dem Modell bilden, welches wir wollen“. Dieses Freiheitskonzept braucht den andern eigentlich nicht. Hingegen gehört zur Freiheit des modernen Menschen immer auch die Freiheit des anderen. Die Freiheit des einen entsteht in der Begegnung mit der Freiheit der anderen. Sie ist also „kommunikative Freiheit“. Hier geht es um die Vertiefung des Personbegriffs, welche bereits im Mittelalter anfängt und in der Philosophie Kants und Herders gipfelt. Letzterer betrachtet dann auch die Religion als „höchste Humanität“.

Prof. Dr. Hans-Christoph Askani aus Genf interpretierte dann den Humanismusbrief M. Heideggers. Dieser würde das Ungenügen bisheriger Humanismuskonzepte nach deren offensichtlichem Versagen auf eine offene Zukunft hin verstehen, als ein „Ereignis“, ein Aufblitzen des Menschen.

Schliesslich sprach der Fundamentaltheologe Prof. Dr. Magnus Striet aus Freiburg/ Deutschland von der Begründungslast, die auf religiösen Deutungen des Humanums liegt. Die gläubige Vernunft muss „die Glaubensüberzeugungen so rationalisieren, dass sie nicht im Widerstreit mit dem stehen, was die säkulare Vernunft als Wissen ausgibt. Die säkulare Vernunft muss das »Wissen« des Glaubens nicht praktizieren, aber sie muss rational nachvollziehen können, dass man glauben kann“.

Leider hat dann allerdings die inhaltliche Seite dessen, was man bezüglich des Humanums von der Vernunft her glauben kann, keine Ausführung erfahren.

Herausforderung Zukunft

Den Schlussvortrag hielt der Politikwissenschaftler Prof. Dr. Peter Cornelius Mayer-Tasch aus München. Mit poetischen Texten von Rilke und George analysiert er nochmals die problematische ökonomische und ökologische Situation unserer Tage und benennt die erschreckenden Zukunftsprognosen. Dem setzt er erstaunlicher Weise eine eher religiös begründete und poetisch ausgeformte Hoffnung entgegen: den „aufrechten Gang“, den wir gehen sollten, und Hilde Domins Tragfähigkeit der Luft: „Ich setzte den Fuß in die Luft, und sie trug.“ Aber gäbe es wirklich nicht mehr konkrete Angaben, für welche Zukunft wir uns entscheiden können?

Schluss

Das Symposium zeigte auf eine eindrückliche Weise, was eine Universität in Tat und Wahrheit ist: eine umfassende und kommunikative Auseinandersetzung der

unterschiedlichsten Perspektiven. Es wird die Aufgabe der Herausgeber des geplanten Dokumentationsbandes sein, aus diesen meist sehr guten Vorträgen des Symposiums eine ausgewogene Bilanz zu ziehen und ein universitäres Ganzes zu machen.

Adrian Holderegger, Universität Fribour

**Die Finanzkrise als sozialetische Herausforderung
Bericht über das elfte Werkstattgespräch der Sektion
„Christliche Sozialethik“
in der Internationalen Vereinigung für Moraltheologie und Sozialethik
(Berlin 22.–24 Februar 2010)**

Im Mittelpunkt weltweiter Debatten standen Anfang 2010 die Herausforderungen, die sich aus der seit 2008 bestehenden Finanzkrise ergaben. So beschäftigten sich auch die Sozialethiker/-innen in ihrem Werkstattgespräch vom 22. bis 24. Februar 2010 in Berlin mit den sozialetischen Herausforderungen der Krise. Geplant hatte die Tagung das Vorbereitungsteam Joachim Wiemeyer, Gerhard Kruij, Bernhard Emunds, Brigitta Herrmann und Clemens Dölken. Organisiert wurde sie von dem Leiter der Arbeitsgruppe, Markus Vogt.

Ist Geld heute Gott?

In seinem Einleitungsreferat fragte der Dogmatiker Aloys Halbmayr (Salzburg), ob Geld der neue Gott unserer Zeit sei. Geld habe neben den ökonomischen Funktionen als Tauschmittel, Wertaufbewahrungsmittel und Recheneinheit auch transökonomische Funktionen übernommen. Aufgrund der Zuschreibung von Allmächtigkeit, Ewigkeit, Transzendenz, Sinnstiftung und des Versprechens von Heil und Sicherheit sei Gott durch das Geld als zentrales „Leitmedium“ der Moderne abgelöst worden. Die Herausforderung bestehe deshalb darin, gegenüber den Ersetzungen Gottes seine Unersetzbarkeit zu benennen. Während eine funktionale Identität der Referenz bestehe (beide verweisen auf das Gleiche), sei die materiale Differenz der Bedeutung festzuhalten. Geld und Gott seien nicht auf derselben Ebene. Michael Schramm (Hohenheim) widersprach der These der formalen Identität von Gott und Geld. Es habe schon immer Menschen gegeben, die ihr Herz nur an eine Sache, z.B. Geld, gehängt hätten. Dies sei pathologisch, da weder das Geld religiöse noch Gott ökonomische Probleme löse. Dagegen stellte er als Problem des modernen Kapitalismus die zunehmende Virtualität des Geldes bzw. der Wirtschaft heraus. Das ursprünglich konkrete Geld (Gold) werde immer digitaler und virtueller bis hin zu sogenannten *Collateralized Debt Obligations* (CDOs), in denen

Kredite mit hoher Ausfallwahrscheinlichkeit zusammen mit Krediten geringer Ausfallwahrscheinlichkeit in einem Wertpapier verbunden werden. Diese Papiere wurden dann entgegen ihrem tatsächlich hohen Risiko von Ratingagenturen als Papiere mit guter Bonität, also geringem Ausfallrisiko, eingestuft. In Experimenten habe sich zudem erwiesen, dass die Wahrscheinlichkeit betrügerischen Verhaltens bei nicht unmittelbaren Tauschbeziehungen steige.

Sozialenzyklen in der Weltwirtschaftskrise

Hermann-Josef Große Kracht (Darmstadt) verglich die beiden in Weltwirtschaftskrisen veröffentlichten Sozialenzyklen *Quadragesimo anno* (1931) und *Caritas in veritate* (2009). *Quadragesimo anno* verweise auf das prinzipielle Ungenügen der Wirtschaft und weise deshalb dem Staat die Rolle als Rechts- und zugleich als Wohlfahrtsstaat zu. Er habe die notwendigen Grenzen festzulegen, in denen sich Markt und Wettbewerb entfalten dürfen. Es müsse auch sichergestellt werden, dass sich die Menschen als Lohnarbeiter im Wirtschaftsleben entfalten können und einen gerechten Lohn erhalten. *Caritas in veritate* stelle als zentrales Problem die moralische Verfassung des modernen Menschen sowie den Zusammenhang von Liebe und Gerechtigkeit in den Mittelpunkt. In der aktuellen Situation zunehmender Mobilität des Finanzkapitals konstatiere die Enzyklika den Bedeutungsverlust der Nationalstaaten, weise aber lediglich darauf hin, dass eine neue Wertbestimmung der Staaten vorzunehmen sei. Eine kritische Auseinandersetzung mit den strukturellen Ursachen der wirtschaftlichen Probleme sowie eine Ethik des Eigentums seien kaum entfaltet. Der Akzent liege auf einer dogmatisch rückgebundenen Tugendethik, was einen Bruch zur Tradition der Sozialenzyklen darstelle. Es könne also zukünftig möglicherweise festgestellt werden, dass mit *Caritas in veritate* das Zeitalter päpstlicher Sozialenzyklen zu Ende gegangen sei. Elmar Nass (Aachen) widersprach dieser Einschätzung. Für ihn sind Sozialenzyklen als sich ergänzende Steine in einem Mosaik zu verstehen. Er analysierte die beiden Enzyklen mit dem Dreischritt: Normenbegründung, Regeln und Tugend. In *Quadragesimo anno* gehe es darum, eine eigene Idee von Ordnung als Vision zu entwerfen und konkrete Regeln zu bestimmen, für deren Umsetzung durch Gesetze der Staat verantwortlich sei, um dadurch sozialen Frieden zu sichern und ein Leben nach christlichen Grundsätzen führen zu können. In *Caritas in veritate* sei eine Vision globaler Ethik verwirklicht. Es gehe darum, eine universal gültige Metanorm zu entwerfen, die der Papst leitmotivisch anhand der Begriffe Liebe und Wahrheit als sich komplementär ergänzendem Grund aller Normen entfalte. Hinter der Finanzkrise, auf die keine konkrete Antwort gegeben werde, stehe eine Krise der Ethik. Nur mit der Tugend der Liebe sei es möglich, die Norm und die Konsequenzen der Norm zu erkennen. In der anschließenden kontroversen Diskussion ging es insbesondere um die Verhältnisbestimmung von Liebe und Gerechtigkeit sowie um weitere mögliche Lesarten der Enzyklen.

Finanzmarkt: mehr Sozialverantwortung durch Regulierung

Der zweite Tag begann mit einem Vortrag von Hans-Peter Burghof (Bankwirtschaftler aus Hohenheim) zu den wirtschaftsethischen Grundfragen der Finanzkrise. Aus pragmatischer Sicht als gelernter Banker und Professor für Bankwirtschaft erläuterte er anhand praktischer Beispiele die aus seiner Sicht geringen Spielräume für ethisches Handeln in der Wirtschaftspraxis. Ursächlich für die Finanzkrise sei das Versagen der Ratingagenturen gewesen, die Wertpapiere ohne ausreichende Prüfung als positiv bewertet haben. Sie hätten jedoch keinen Anreiz zu einer gründlicheren Prüfung gehabt, da das Risiko einer Bestrafung für eine Fehleinschätzung gering gewesen sei. Die Entlohnung durch hohe Bonizahlungen habe ebenfalls Fehlanreize gesetzt. Die Finanzkrise sei eine Krise aus Pflichtvergessenheit. Jetzt komme es darauf an, Rahmensetzungen zu schaffen, in denen ethisches Verhalten wirksam werden könne. Für unverzichtbar hält Burghof eine unabhängige Bankenaufsicht, die aus ihrem Selbstverständnis heraus pflichtbewusst arbeitet. Er setzt auf Kompetenz, Autonomie und Vertrauen anstelle der oft geforderten politischen Kontrolle und schlägt vor, aus der Krise zu lernen, wie das System menschengerecht und zugleich effizienter gestaltet werden könne. Clemens Dölken (Magdeburg) identifizierte in seinem Korreferat den ruinösen Wettbewerb der Banken um Kredit- und Anlagekunden sowie um Banker über hohe Bonizahlungen als Ursache der Finanzkrise. Er schlug vor, die Verbreitung riskanter Wertpapiere über eine produktabhängige Steuer zu begrenzen bzw. ganz zu verhindern.

Bernhard Emunds (St. Georgen) referierte über die Regulierung der Finanzmärkte aus Sicht der politischen Wirtschaftsethik. Er deutete die Finanzkrise als Folge zweier Fehlentwicklungen: der zu hohen Akkumulation von Risiken und der zu großen Geldvolumen auf den Vermögenmärkten. Die Finanzkrise stelle eine grundlegende sozialetische Herausforderung dar, weil weder die Funktionserwartungen noch weitergehende normative Ansprüche, wie allgemeiner Wohlstand, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit, vom Finanzsystem erfüllt worden seien. In der Finanzkrise habe sich gezeigt, dass bestehende Regulierungsvorschriften ständig umgangen worden seien, dass die Regierungen bei der Schließung von Regulierungslücken sehr zurückhaltend waren, die Politik nicht gewagt habe, sich großen Banken entgegenzustellen, und dass Banken ohne Regulierung nicht einmal ihr langfristiges Eigeninteresse verfolgten. Daher schlug Emunds die Einführung eines „Finanz-TÜV“ für neue Produkte und die Zerschlagung großer Banken vor, insbesondere die Trennung zwischen Vermögensverwaltung und Investmentbanking in unterschiedlichen Banken. Eine Finanztransaktionssteuer sei eine Möglichkeit, die Verursacher der Finanzkrise an den Kosten zu beteiligen. Zusätzlich sollte eine gesellschaftliche Kontrolle des Marktes stattfinden, die Berufsverbände der Banker sollten ein professionelles Ethos entwickeln. Es bedürfe geeigneter Strukturen, die eine Unternehmenskultur ermöglichen, die auf langfristigen statt auf kurzfristigen Erfolg ausgerichtet sei.

André Habisch (Eichstätt) sieht als eine Ursache der Krise die wirtschaftsethische Enthaltensamkeit der christlichen Sozialethik. Es gehe nicht an, dass ein Ökonomiestudium ohne ethische Reflexionen möglich sei. Dies solle sich durch die Einrichtung von Ethik-Lehrstühlen an wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten ändern. Auch die Möglichkeit der Banken, seit 2002 Unternehmensanteile steuerfrei zu veräußern, habe zur Finanzkrise beigetragen. Die Globalisierung der Finanzmärkte sei politisch gewollt und vorangetrieben worden. Das Phänomen der absinkenden Grenzmoral war beobachtbar: Wenn eine Gruppe ein Mindestniveau von Moral kurzfristig unterbietet, nimmt die Moral aller ab, denn viele kooperieren nur dann, wenn genug andere dies auch tun. Habisch schlägt dagegen eine Stärkung der Selbstregulierungskräfte der Finanzmärkte vor: Markenbildung zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit und Selbstregulierung von Berufsgruppen.

Joachim Wiemeyer (Bochum) erläuterte die Entwicklung der Boni und Managervergütungen bei deutschen Banken. Während sie von 1960 bis 1990 etwa bei dem 30- bis 40-Fachen des Gehaltes eines normalen Bankmitarbeiters lagen, sind sie seit einer Übernahme einer amerikanischen Bank sprunghaft auf das 240- bis 320-Fache angestiegen. Zu kritisieren sei an der Höhe der Vergütung, dass sie nicht als sozial gerecht empfunden werde und daher den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährde. Die Vergütung sei nicht leistungsgerecht, sie garantiere eine hohe Erfolgsbeteiligung ohne Haftung bei Verlusten. Als Reaktion auf die Kritik werde diskutiert, die steuerliche Absetzbarkeit von Managergehältern zu beschränken, die Zustimmung der Belegschaft zu den Gehältern einzuholen, den Anteil von festen und variablen Gehaltsanteilen umzukehren, sodass der Hauptanteil fest sei. Zudem solle eine Haftung für eintretende Schäden eingeführt werden.

Wolf-Gero Reichert (St. Georgen) beschäftigte sich mit dem Ethos des Investmentbankings und den Implikationen für eine Strategie der prudentiellen Regulierung. Es gebe ein fundamentales Interesse der Öffentlichkeit an einem funktionierenden Finanzmarkt, da eine funktionsfähige und elastische Geldversorgung benötigt werde. Das Berufsethos des Investmentbankings sei institutionenethisch auf einer mittleren Ebene zwischen Spielregeln und Spielzügen angesiedelt. Es sei ein funktionales Ethos, das Markteffizienz herstelle und damit zum Gemeinwohl beitrage. Die Berufsverbände sollten in die qualitative Regulierung einbezogen werden.

Klaus Gabriel (Wien) untersuchte die Produkte der Banken und den Konsumentenschutz. Die Finanzmärkte seien komplex und intransparent geworden und daher nicht mehr kontrollierbar. Ebenso seien die Produkte komplex und undurchschaubar sowie auf die Ertragsoptimierung der Bankangestellten und nicht der Kunden ausgerichtet. Aus ethischer Sicht gebe es folglich Handlungsbedarf. Mehr Transparenz und Aufklärung, beispielsweise auch durch unabhängige Beratungsstellen, seien nötig.

In der anschließenden Diskussion wurde insbesondere überlegt, wie mehr Transparenz und verantwortliches Handeln im Bankenbereich zu erreichen seien. Dabei könnten Best-Practice-Beispiele eine wichtige Rolle spielen.

In einer öffentlichen Abendveranstaltung in Kooperation mit der katholischen Akademie diskutierten Hans-Peter Burghof, Frank Schäffler (FDP MdB) und Bernhard Emunds unter Moderation von Maria-Luise Schneider das Thema „Globaler Finanzmarkt: Wer bestimmt die Regeln? Was hat uns in die Krise geführt und welche Gegenmaßnahmen wären geeignet?“ Während die Referenten der Tagung ihre Hauptargumente wiederholten, erläuterte Schäffler seine Position. Er hielt insbesondere ein Instrument für erforderlich, das mittelgroße Banken vor einem Zusammenbruch schützt. Dieses solle von den Banken selbst gemäß einem Versicherungsmodell finanziert werden. Über die Managergehälter solle auch die Hauptversammlung der Aktionäre beraten. Die Geldmenge müsse begrenzt werden. Emunds betonte, dass die Finanzwirtschaft wieder in den Dienst der Realwirtschaft gestellt und die Verursacher an den Kosten der Beseitigung der Krise beteiligt werden müssten.

Krise und Entwicklungsländer: mehr sozialethisches Engagement nötig

Am dritten Tag zeigte Gerhard Kruip (Mainz) anhand von Grafiken und Tabellen anschaulich die starken Auswirkungen der Finanzkrise auf Entwicklungsländer auf: sinkende Exporte, Kapitalabflüsse und sinkende Rücküberweisungen von Migranten und Migrantinnen sowie weitere negative Folgen durch die Krisenbekämpfung in den Industrieländern. Dadurch verschärfe sich die Dauerkrise der Entwicklungsländer und etwa 50 bis 100 Millionen mehr Menschen seien von Armut bedroht. Kruip führte verschiedene ethische Ansätze an und stellte fest, dass die Industrieländer zur Wiedergutmachung des verursachten Schadens verpflichtet seien. Zumindest müssten sie ihre Zusagen über Entwicklungsleistungen einhalten und die Voraussetzungen schaffen, dass sich solche Krisen nicht wiederholen.

Brigitta Herrmann (Köln/Frankfurt) ergänzte die Ausführungen von Gerhard Kruip und beleuchtete insbesondere die Auswirkungen der Finanzkrise auf die Mikrofinanzierung in Entwicklungsländern. Mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung habe keinen Zugang zu normalen Finanzdienstleistungen. Die Vergabe von kleinen Krediten an Arme sei daher nötig, damit diese eine produktive Tätigkeit aufnehmen könnten. Mikrofinanzinstitutionen seien umso weniger von der Finanzkrise betroffen, je weniger Kredite sie im Ausland und in ausländischer Währung aufgenommen haben und je mehr sie Mikrounternehmen unterstützen, die Bedarfsgüter herstellen, deren Nachfrage auch in der Krise relativ stabil bleibt. Mikrofinanzinstitutionen könnten in der Finanzkrise von Liquiditäts- und Kreditrisiken betroffen sein und müssten deshalb ihre Kommunikation mit Investoren und Kunden/Kundinnen intensivieren. Die Finanzkrise wirke sich wegen der Integration der Entwicklungsländer in die internationalen Finanzmärkte sowie wegen der wirtschaftlichen Rezession in Industrie- und Schwellenländern auf Entwicklungsländer aus. Mit den Prinzipien der katholischen Soziallehre und mit den Menschenrechten könne das Erfordernis begründet werden, negative Folgen der Finanzkrise

auf Entwicklungsländer zu vermeiden. Aus Sicht der Entwicklungsländer seien eine Devisentransaktionssteuer, die Schließung von Offshore-Zentren, erweiterte Mitspracherechte bei IWF und Weltbank sowie eine selbstständige Entscheidung jedes Landes darüber, ob der eigene Finanzmarkt liberalisiert wird, wünschenswert. Zusätzlich solle ein unabhängiges Mikrofinanzwesen gestärkt werden.

Die Rolle der Kirche in der Krise

Wilhelm Guggenberger (Innsbruck) referierte über die Rolle der Kirche in der Wirtschafts- und Finanzkrise. Er spezifizierte kirchliche Aufgaben in der aktuellen Situation. Diese bestehen in einer Hierarchisierung der Werte, einer Sensibilisierung für Verantwortung und gelebter Praxis. Erster Adressat der Soziallehre sei die Kirche selbst. So sei es beispielsweise wichtig, zu untersuchen, ob die Pensionsvorsorge der Diözesen nach ethischen Kriterien angelegt sei. Es gehe nicht nur um *Output*, sondern auch um *Outcome*, ein Mehr an Lebensqualität. Arndt Küppers (Freiburg) fragte sich in seinem Korreferat, wie die Hierarchie der Werte heute erkennbar und kommunizierbar sein könne. In der Krise komme der Option für die Armen eine noch größere Bedeutung zu. Die Kirche müsse eine anwaltliche Funktion wahrnehmen und auch der Heilige Stuhl sollte seine Einflussmöglichkeiten bei den Vereinten Nationen und anderen internationalen Organisationen geltend machen.

Organisatorisches

Während des Werkstattgesprächs wurde eine stärkere Zusammenarbeit zwischen der Katholisch Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle (KSZ) unter ihrem neuen Leiter Peter Schallenberg und der AG Sozialethik vereinbart. In den neu zu gründenden Beirat der KSZ können 5 Mitglieder der AG Sozialethik entsandt werden. Es wurde vereinbart, beide Jahrestagungen beizubehalten.

Brigitta Herrmann, Universität Frankfurt am Main

„Słuchać Pana”

XXXV Kongregacja Odpowiedzialnych Ruchu Światło-Życie
(Jasna Góra 26 lutego – 1 marca 2010)

Od 26 lutego do 1 marca 2010 roku trwała kolejna, XXXV Kongregacja Odpowiedzialnych Ruchu Światło-Życie. Tym razem zebrała się rekordowa ilość

uczestników, ok. 1200 osób ze wszystkich diecezji w Polsce oraz ze Słowacji, Niemiec, Czech, Białorusi, Ukrainy i Litwy. Tematem, który zgłębiali uczestnicy tegorocznej Kongregacji Odpowiedzialnych, było hasło: „Słuchać Pana”. W związku z tym hasłem pracy rocznej – jak podkreślił moderator generalny Ruchu ks. dr Adam Wodarczyk w zaproszeniu do odpowiedzialnych RŚŻ

będziemy chcieli uświadomić sobie, że u podstaw naszego ewangelizacyjnego zaangażowania kryje się ciągle zaproszenie, a zarazem wezwanie, do wsłuchiwania się w głos Pana. W ten sposób bowiem dokonuje się nieustannie proces naszego nawrócenia, który pokazuje nam naszą własną grzeszność w świetle nieskończonej miłości Boga do każdego z nas. Słuchając Pana, uczymy się interpretować nasze życie w świetle Bożego słowa. Odkrywamy, że najważniejszą sprawą uczniów Pańskich jest nie tylko zdolność słuchania słowa Pana, ale nade wszystko umiejętność wprowadzenia go w doświadczenie własnego życia. Sługa Boży ks. Franciszek Blachnicki mówił, że współcześni chrześcijanie muszą „żyć słowem Bożym jak pokarmem, codziennie wprowadzać w swoje życie, tak jak chleb, który spożyty jest przemieniony, asymilowany przez organizm, wchodzi w nasz organizm i staje się źródłem energii życiowej”. Aby to się dokonało, zdaniem Ojca Franciszka „słowo Boże musi wchodzić w nasze życie, we wszystkie sprawy i stawać się źródłem energii, mocy do życia, które będzie życiem według myśli Bożej, które będzie podobało się Bogu, które będzie prowadziło do Boga, do przygotowanego nam przez Boga ostatecznego sposobu życia w Jego domu – życia wiecznego”. Ks. Blachnicki mówił również, że przyjmując słowo Pana, „choćby nie wiem jak wielkim wysiłkiem i ofiarą, nie zawiedzimy się nigdy. W końcu objawi się moc tego słowa i ukaze nam ono drogę do życia. To życie będzie naszym udziałem, jeżeli zdobędziemy się na odwagę wiary i poddamy się wymaganiom Bożego słowa”. Ks. Blachnicki uczył nas modlitwy opartej na słowie Bożym, wprowadzał poprzez programy formacyjne w pogłębione studium słowa Bożego oraz podejmował działania mające na celu szeroką popularyzację Pisma Świętego. Przede wszystkim jednak całym swoim świątobliwym życiem pokazał, co to znaczy słuchać Pana w słowie Bożym i w osobistej modlitwie, by usłyszane słowo Boga realizować we własnym życiu.

W związku z tak zarysowanym programem głównym mówcą podczas tegorocznej kongregacji był Josh McDowell, pochodzący ze Stanów Zjednoczonych świecki teolog i ewangelizator, autor ponad 100 książek. W ramach pięciu sesji McDowell poruszył kilka zagadnień. Najpierw poszukiwał odpowiedzi na pytania: jak studiować Pismo Święte, aby zmieniało nasze życie oraz w jaki sposób wykorzystywać słowo Boże w przepowiadaniu i świadczeniu o Chrystusie, oraz: jak o obiektywnych prawdach moralnych mówić młodzieży, ukształtowanej przez cywilizację postmodernistyczną. Kolejne dwa wykłady dotyczyły budowania więzi rodzinnych. Na ostatniej sesji uczestnicy kongregacji mogli zadawać Joshowi pytania. Zasadniczym fundamentem nauczania McDowella jest Pismo Święte, dlatego wiele miejsca poświęcił on ukazaniu wiarygodności Biblii i fundamentalnego wpływu słowa Bożego na życie ludzkie. Mówca podkreślił, że chrześcijanie muszą umieć bronić swoich przekonań w świecie przenikniętym

postmodernistyczną mentalnością i wskazał na dwa sposoby prowadzące do osiągnięcia tego celu. Z jednej strony chodzi o to, by zawsze być autentycznym w swojej wierze i aby rzeczywiście żyć tym, co się głosi. Po drugie, trzeba starać się ciągle pogłębiać swoją więź z Pismem Świętym i stale być gotowym do uzasadnienia tego, w co wierzymy. Josh z właściwą sobie ekspresją i charyzmą nawoływał do tego, aby oazowicze stale zadawali sobie pytanie: „dlaczego wierzą?” i posiadali odpowiednie przygotowanie merytoryczne. Tylko w ten sposób będzie można przekonać innych, aby otworzyli się na Boże działanie. Josh McDowell, będąc ojcem czwórki dzieci, dzielił się także tym, jak wprowadza słowo Boże w życie, a konkretnie jak razem ze swoją żoną Dottie i z dziećmi buduje więź rodzinną. Między innymi przedstawił zasadę „7 A”. Stosowanie jej jest fundamentem budowania i utrwalania więzi międzyludzkich – nie tylko pomiędzy rodzicami i dziećmi, ale także między animatorem i grupą czy moderatorem i wspólnotą. Siedem angielskich słów rozpoczynających się od litery „a” to następujące pojęcia w języku polskim: afirmacja, akceptacja, docenianie, dostępność, umiejętność okazywania uczuć, wejście w świat drugiej osoby i odpowiedzialność. Wierność tym postawom gwarantuje stworzenie mocnych więzi interpersonalnych

Kongregacja jak co roku była opleciona modlitwą wstawienniczą oraz modlitwą liturgiczną, w czasie której odbyło się błogosławieństwo nowych członków Diakonii Ruchu Światło–Życie. Moderator generalny Ruchu w swoim słowie przedstawił m.in. ambitny program ewangelizacji zaplanowanej do 2033 roku, czyli do 2000. rocznicy Odkupienia. Homilie na Mszach św. wygłosili: abp Kazimierz Nycz z Warszawy, delegat KEP ds. Ruchu Światło–Życie bp Adam Szal z Przemyśla oraz abp Stanisław Nowak z Częstochowy. Abp Nycz przypomniał postawę założyciela Ruchu ks. Franciszka Blachnickiego, wzywając, aby oazowicze nie próbowali go „zdogmatyzować”, lecz by raczej – tak jak on – odczytywali aktualne znaki czasu. Przywołał również postać sługi Bożego ks. Jerzego Popiełuszki, który swoim świadectwem przypomniał o nieziennej granicy między dobrem i złem. W ostatni dzień kongregacji odbyło się tradycyjnie spotkanie Krajowego Kolegium Moderatorów Ruchu Światło–Życie, w czasie którego referat w związku z przeżywanym Rokiem Kapłańskim pt. „Tożsamość kapłana w kontekście współczesnej kultury” wygłosił ks. dr Tomasz Jaklewicz. Warto podkreślić, że w rekolekcjach oazowych w 2009 roku uczestniczyło ok. 50 tysięcy osób.

Ks. Bogdan Biela, Uniwersytet Śląski

**Studenckie sympozjum Koła Naukowego Teologów
Wydziału Teologicznego Uniwersytetu Śląskiego w Katowicach
(Katowice 6 maja 2010)**

*Niech was uważają ludzie za sługi Chrystusa
i za szafarzy tajemnic Bożych (1 Kor 4,1)*

Powyższy cytat z Pierwszego Listu św. Pawła do Koryntian przyświecał tegorocznemu sympozjum studenckiemu, zorganizowanemu 6 maja 2010 roku przez Koło Naukowe Teologów Wydziału Teologicznego Uniwersytetu Śląskiego. Tematyka sympozjum nie była przypadkowa – wpisywała się w ogłoszony przez Benedykta XVI Rok Kapłański, a ponadto była kontynuacją cyklu rozpoczętego przed rokiem, kiedy to zorganizowana została konferencja o św. Pawle. Dwanaście referatów podzielonych na trzy bloki tematyczne pozwoliło na zróżnicowane ujęcie podejmowanej kwestii.

Otwierając sympozjum, dziekan wydziału ks. prof. UŚ dr hab. Andrzej Żądło wyraził aprobatę dla studenckich inicjatyw. Podkreślił także konieczność tego typu dyskusji w gronie studentów różnych kierunków. W wykładzie otwierającym, zatytułowanym „Kapłani Kościoła jako słudzy Chrystusa i szafarze tajemnic Bożych (1 Kor 4,1)”, ks. prof. UŚ dr hab. Józef Kozyra zwrócił uwagę, iż w Nowym Testamencie jedynie Jezus nazwany jest Kapłanem, a posługujących Mu określa się jako biskupów, prezbiterów i diakonów. Do nich to odnoszą się dwa Pawłowe określenia – *hypēretēs* (dosłownie: „superwioślarz”) oraz *oikonomos mystēriōn Theou* (zarządzający tajemnicami wiary) – podkreślające pełną zaufania postawę sług. Trzy kolejne wystąpienia należały do studentek Wydziału Teologicznego UŚ. Anna Oracz podjęła temat „Zarzuty przeciw kapłanom w wyroczni proroka Ozeasza 4,4-10”. Wskazała, iż podstawowym problemem poruszonym w omawianym fragmencie jest brak poznania Boga, co staje się bardziej dotkliwe, w sytuacji, gdy zadaniem kapłanów jest przede wszystkim nauczanie nakazów Jahwe. Z kolei Kinga Knop w referacie „Pawłowa wizja kapłana-duszpasterza na podstawie listów pasterskich” wyliczyła wymogi stawiane odpowiedzialnym za wspólnoty chrześcijańskie oraz zadania duszpasterzy zarówno względem wiernych, jak i osobistej formacji. Referat: „Kilka uwag o teologii ikony »Chrystusa Wielkiego Arcykapłana« w świetle pneumatologiczno-sakramentalnej koncepcji ikony Paula Evdokimova” wygłosiła Marta Giglok, która, analizując kilka typów przedstawień Chrystusa („Wielkiego Arcykapłana”, „Króla Królów”), wskazała ich istotne cechy oraz znaczenie.

Po przerwie nastąpiła część historyczno-prawnicza. Pierwszy z referatów, zatytułowany „Kapłaństwo w pierwszych wiekach Kościoła (do reskryptu mediolańskiego). Zarys problematyki” wygłosił Krzysztof Młotek. Zwrócił uwagę na istniejące w pierwszych wiekach nieustanne napięcie pomiędzy kapłaństwem powszechnym a służebnym, wynikające z wysokiej świadomości powszechności

kapłaństwa chrześcijan jako tych, którzy w łączności z ofiarą Chrystusa mogą złożyć siebie w ofierze Bogu. Zuzanna Kostecka, studentka Wydziału Teologicznego UPJPII oraz Wydziału Historycznego UJ, zaprezentowała temat: „Wymagania stawiane kandydatom do święceń oraz dyscyplina duchowieństwa w świetle kanonów soborowych (Nicea I – Nicea II)”. Omówiła warunki, których spełnienie było konieczne dla ważności święceń diakonatu, prezbiteratu i biskupich, a także dyscyplinę kościelną dotyczącą duchownych – nie tylko w kwestiach obyczajowych, ale także obowiązków prezbiterów i biskupów oraz relacji między nimi. Z kolei Dominik Bieniek w referacie „Wprowadzanie obowiązku zachowania celibatu w średniowiecznej Polsce w okresie od XII do XV wieku”, przytaczając przepisy ówczesnych soborów i synodów, zwrócił uwagę na trudności we wprowadzaniu tegoż obowiązku. Ostatni w tej części referat, zatytułowany „Sakrament święceń w Kodeksie Prawa Kanonicznego z 1983 roku oraz w Kodeksie Kanonów Kościołów Wschodnich”, zaprezentowała Marta Rusecka. Porównała ona warunki do ważności i godziwości sakramentu święceń oraz przeszkody i dyspensowanie od nich w Kościele Wschodnim i Zachodnim.

Po przerwie dr Magdalena Ochwat z Wydziału Filologicznego UŚ zaprezentowała temat: „...*dzieci uczyć, pacierz przypominać, grzesznikom w twarz popatrzeć i nie mówić słowa*. Poetyckie autoportrety kapłanów.” Analizując utwory księży-poetów, zwróciła uwagę na wybijające się wśród nich wątki dotyczące m.in. powołania, spowiedzi, samotności, rodziny. Następnie w referacie „Młodzież o kapłaństwie” Sebastian Mandrysz, opierając się na przeprowadzonych badaniach, podjął próbę zbadania recepcji nauki o kapłaństwie powszechnym wśród dzieci i młodzieży szkół podstawowych, gimnazjalnych i licealnych. Z kolei Tomasz Kabała, w wystąpieniu „Duszpasterz akademicki, towarzysz i przewodnik młodych”, dokonał analizy relacji prezbiter–młodzież w specyficznym środowisku duszpasterstwa akademickiego. Jako ostatnia wystąpiła Anna Grychtoł. Podejmując temat „Moralne obowiązki wynikające z kapłaństwa powszechnego” wskazała na fundamentalną rolę poznania Chrystusa dla przestrzegania chrześcijańskiej moralności.

Podkreślić należy, iż po każdym bloku wśród słuchaczy i prelegentów odbywała się dyskusja, która nierzadko znajdowała swój ciąg dalszy w kularowych rozmowach w trakcie przerw. Z uznaniem wypowiedziano się o sprawnej organizacji sympozjum. Podkreślano także sensowność organizowania tego typu konferencji, które z jednej strony pomagają studentom wypracować warsztat, a z drugiej służą systematyzacji już zdobytej wiedzy. Wypada tylko wyrazić nadzieję, iż nie zabraknie możliwości ani zapału do organizowania kolejnych takich spotkań.

Monika Czarnuch, Uniwersytet Śląski

„Rola mediów w przemianach Kościoła w Polsce i demokratyzacji polskiego społeczeństwa”

(Włocławek 10–11 maja 2010)

10 i 11 maja odbyło się w Wyższym Seminarium Duchownym we Włocławku doroczne sympozjum Polskiego Stowarzyszenia Pastoralistów i Duszpasterzy im. Jana Pawła II pt. „Rola mediów w przemianach Kościoła w Polsce i demokratyzacji polskiego społeczeństwa”. Współorganizatorami sympozjum były Sekcja Teologii Pastoralnej UKSW oraz Wydział Duszpasterstwa Ogólnego Kurii Diecezjalnej we Włocławku.

Pierwszy dzień obrad poświęcono roli mediów widzianych oczyma zarówno dziennikarzy, osób świeckich, jak również kapłanów pastoralistów zajmujących się tematyką medialną. W pierwszej grupie znaleźli się: mgr Monika Sulej (UKSW), prezentująca wpływ reklamy i PR na wizerunek Kościoła w Polsce, Marek Nowicki (dziennikarz TVN 24), omawiający rolę mediów jako instrumentu porozumiewania się w Kościele, oraz Krzysztof Skowroński (obecnie dziennikarz niezależny), podejmujący temat presji mediów na przemiany w Kościele i w społeczeństwie. Wśród prelegentów duchownych znaleźli się: ks. prof. Waldemar Irek, który nakreślił postawę Kościoła wobec współczesnego paradygmatu medialnego, oraz ks. prof. Edmund Robek SAC, przywołujący główne idee nauczania Jana Pawła II na temat mediów i dziennikarstwa. Ocena roli i pozycji, jaką pełnią media w Kościele i społeczeństwie, została naświetlona z różnych punktów widzenia. Z jednej strony padały twierdzenia tak skrajne, jak: „Nie ufajcie mediom” (Krzysztof Skowroński), z drugiej słowa zachęty do zyczliwości i otwartości na dyskusję (Monika Sulej, Marek Nowicki). Człowiek realizuje się tylko w dialogu z drugim człowiekiem – ks. prof. Irek przypomniał w tym względzie klasyczne nauczanie Arystotelesa, a środki masowego przekazu są częścią tego dialogu. Mistrzem obecności w mediach i współpracy z dziennikarzami był Jan Paweł II, choć był to mistrz wymagający dla tych, którzy chcieli o nim pisać i mówić (ks. prof. Robek). W toku dyskusji uczestnicy sympozjum doszli do wniosku, że – jakkolwiek rzetelność i uczciwość niektórych dziennikarzy pozostawia wiele do życzenia – to oczyszczający wpływ dyskusji publicznej, której animatorami pozostają media prywatne i społeczne, jest w dłuższej perspektywie korzystny dla Kościoła. Przyczynia się do pogłębienia refleksji, wymaga również bardziej autentycznego świadectwa życia i wiary w Ewangelię.

11 maja odbył się drugi dzień obrad sympozjum. Wykładom patronował bp Wiesław Mering, a gościem specjalnym spotkania był o. dr Tadeusz Rydzyk. Konferencja i dyskusje poświęcone zostały teorii i praktyce funkcjonowania mediów katolickich w Polsce. O. Rydzyk poruszył w swoim wystąpieniu idee dziennikarstwa katolickiego. Przypomniał problemy związane z założeniem i prowadzeniem Radia Maryja, zyczliwość Jana Pawła II dla rozgłośni oraz trudności, jakich doświadcza ze strony środowisk liberalnych. Nakreślił perspektywę rozwoju stacji.

„Możemy wybudować wiele kościołów, ale jeśli nie będziemy mieli własnych mediów, kościoły staną się puste” – te słowa św. Maksymiliana uczynił mottem swoich życiowych działań. Nie wahał się również sformułować zarzutu, iż po 1989 roku Kościół zmarnował szansę na stworzenie ciekawych, kompleksowych środków społecznego przekazu. Do ich funkcjonowania potrzeba bardziej ewangelicznego zapału i dobrych pomysłów niż oczekiwania na koneksje, koncesje i wielkie pieniądze. Ważną rolę, jak podkreślił, ma ciągle do spełnienia katolicka prasa, także parafialna. Rośnie nieustannie znaczenie internetu. Dyskusje, towarzyszące wykładom, uwypukliły konieczność obecności Kościoła w przestrzeni medialnej i obowiązek ewangelizacji z wykorzystaniem nowoczesnych środków technicznych. Sympozjum zakończyła Eucharystia, sprawowana we wrocławskiej katedrze pod przewodnictwem biskupa ordynariusza.

Ks. Bogdan Biela, Uniwersytet Śląski

„Liturgia jednym aktem kultu”

(Katowice 20 maja 2010)

Matka Kościół bardzo pragnie, aby wszyscy wierni byli wdrażani do pełnego, świadomego i czynnego udziału w obrzędach liturgicznych, jakiego domaga się sama natura liturgii. [...] To pełne i czynne uczestnictwo całego ludu trzeba mieć bardzo na uwadze przy odnowieniu i pielęgnowaniu świętej liturgii. [...] Dlatego duszpasterze w całej swej pastoralnej działalności powinni gorliwie dążyć do zapewnienia takiego udziału przez należyte wychowanie wiernych. Osiągnięcia tych rezultatów nie można się jednak spodziewać, jeżeli najpierw sami duszpasterze nie będą przeniknięci duchem i mocą liturgii i nie staną się jej nauczycielami. Koniecznie więc należy zapewnić duchowieństwu odpowiednią formację liturgiczną (KL 14).

Przytoczone powyżej słowa konstytucji o liturgii bardzo precyzyjnie wskazują cele oraz kierunki oddziaływań dydaktycznych i pastoralnych. We wskazany nurt troski o piękno celebrowanej liturgii oraz jej właściwe przeżywanie w zgromadzeniu liturgicznym od kilku już lat wpisują się katowickie sympozja liturgiczne. Organizatorem tegorocznego spotkania, zatytułowanego „Liturgia jednym aktem kultu”, był Zakład Liturgiki i Homiletyki Wydziału Teologicznego UŚ w Katowicach przy współdziałaniu Papieskiej Akademii Teologicznej w Rzymie.

W imieniu organizatorów uroczystego otwarcia sympozjum dokonał dziekan Wydziału Teologicznego w Katowicach ks. prof. UŚ dr hab. Andrzej Żądło, który witając wszystkich zgromadzonych, wskazał główne źródła inspiracji obecnego sympozjum. Zasadniczym zamierzeniem organizatorów była próba spojrzenia na

podstawowe sprawy związane z reformą liturgii w perspektywie zbliżającej się 50. rocznicy rozpoczęcia obrad Soboru Watykańskiego II. W duchu myśli soborowej liturgia powinna być jednym aktem kultu, w którym nie może być mowy o mniej lub bardziej ważnych jej elementach, lecz zawsze powinny być one postrzegane jako całość. Ukazaniu wspomnianej jedności podporządkowany został układ przygotowanej konferencji, która składała się z dwóch zasadniczych paneli: „Typologia i charakterystyka obecnych w liturgii elementów” oraz „Typologia i charakterystyka obecnych w liturgii słów”.

Wprowadzeniem do całości konferencji był wykład wygłoszony przez ks. prof. dr. Manlio Sodiego (UPS Rzym) zatytułowany „Między symbolem i rytym. Język ciała w celebracji liturgicznej”. Nawiązując do posoborowej reformy liturgicznej, mówca zaznaczył, że co do treści liturgii, nie było właściwie nigdy żadnych problemów. Jeżeli jednak chodzi o formę sprawowania liturgii, potrzeba odnowy okazała się szczególnie konieczna. Ta właśnie konieczność dała początek procesowi re-formy liturgicznej. Pierwszym etapem reformy było opracowanie nowych ksiąg liturgicznych. Równoległe z pracą nad księgami szedł wysiłek zmierzający do zaszczepienia dzieła odnowy w ludziach bezpośrednio związanych z liturgią, jak również w całych zgromadzeniach wiernych. Obszarem, w którym zaczęła się wyraźnie zaznaczać pilna potrzeba zmian, była odnowa obrzędu. Słownictwo, jakie występuje w *Sacrosanctum Concilium*, pozwala dostrzec fakt, że zaczęto przywiązywać szczególną wagę do widzialnych znaków „jakimi posługuje się święta liturgia na oznaczenie niewidzialnych rzeczywistości Bożych” (nr 33). Prelegent zaznaczył, że na przestrzeni dziejów chrześcijaństwa można dostrzec pewną pogardę dla ciała oraz swoistą dewaluację obrzędu: jeżeli tego nie doświadczano w konkretnej praktyce życia poszczególnych wspólnot i narodów, to już na pewno kultywowano w refleksji teologicznej. W nawiązaniu do powyższego stwierdzenia w dalszej części referatu przedstawione zostały zagadnienia dotyczące ciała oraz jego symbolicznej wymowy; wskazano na kwestie podejścia do ciała i ducha jako dwóch elementów pozwalających pojąć harmonię osoby. Zwrócono wreszcie uwagę na dowartościowanie ciała w kulcie chrześcijańskim, wynikające z jego zdolności do ekspresji, czyli do prezentowania właściwego mu słownictwa werbalnego oraz pozawerbalnego. W zakończeniu podkreślono wyzwanie, jakie staje przed nami i mobilizuje do wychowania mającego na celu odpowiednie przygotowanie wiernych do takiego udziału w liturgii, aby przekraczając niejako próg obrzędowości, mogli dotrzeć do istoty sprawowanego misterium.

W pierwszym panelu, któremu przewodniczył ks. dr hab. Bogdan Biela (UŚ), wystąpił ks. prof. UŚ dr hab. Andrzej Żądło, podejmując temat „Ciało i jego »(wy)mowa« w liturgii”. Szczególnym potwierdzeniem znaczenia ludzkiego ciała jest troska, jaką Chrystus otaczał całego człowieka rozumianego jako istota cielesno-duchowa. Dlatego na podobieństwo Chrystusa uczestnicy liturgii powinni czuć się niejako zobowiązani, aby kult składany Bogu nosił znamiona całościowości, to znaczy, by angażował całą ich istotę (por. KL 7). Po Soborze Watykańskim II

mocno podkreślono, że człowiek powinien angażować się w kult zarówno duchowo, jak i cieleśnie. Dla uczestników liturgii ważne są zatem przeżycia zarówno wewnętrzne, jak i zewnętrzne. Duchowe doświadczenia doznawane w liturgii są bowiem uzewnętrzniane, co jednoznacznie wskazuje na znaczenie ciała w liturgii. Ta harmonia ducha i ciała stwarza szansę na świadome, pełne i czynne w niej uczestnictwo. Zachowania ciała w odniesieniu do liturgii to głównie postawy i gesty liturgiczne, które stały się właśnie przedmiotem uwagi prelegenta. Podsumowując swoje wystąpienie, ks. Żądło wskazał na konieczność przejścia w naszym wysiłku duszpasterskim od „informowania o liturgii” do działalności mistagogicznej, czyli efektywnego wprowadzenia uczestników liturgii w dokonujące się misterium.

Drugi temat panelu: „Wymowa muzyki i śpiewu w liturgii” zaprezentowany został przez ks. prof. UŚ dra hab. Antoniego Reginka. Uwaga prelegenta skupiona została najpierw na znaczeniu śpiewanej liturgii, następnie na świętości muzyki liturgicznej i wreszcie na wybranych kwestiach praktycznych dotyczących muzyki liturgicznej. Wspólnie wykonywany śpiew liturgiczny oraz muzyka sakralna stają się znakiem jedności zgromadzenia liturgicznego. W doświadczeniu misterium wiary pozostaje zawsze jednak pewna przestrzeń niewypowiedziana. Ona właśnie może zostać wyrażona muzyką i śpiewem. W kwestii dotyczącej świętości muzyki sakralnej podkreślono, że wyraża się ona nieustanną troską o to, aby muzyka liturgiczna odpowiadała kanonom estetycznym, czyli w praktyce troską o jej obronę przed bylejąkością. W liturgii istnieje zapotrzebowanie na piękno, które człowiek ofiaruje Bogu w sprawowanym akcie kultu. Dotyczy to z całą pewnością także muzyki liturgicznej. Odnosząc się do współczesnej praktyki duszpasterskiej, wskazano na konieczność dążenia do uzyskania jedności liturgiczno-muzycznej w sprawowanej liturgii. Chodzi tu o umiejętne łączenie obchodzonych wydarzeń liturgicznych z odpowiednio dobranymi pieśniami i utworami muzycznymi. Prelegent wyraził życzenie, aby jakość śpiewu i muzyki liturgicznej zawsze podkreślała doniosłość sprawowanych obrzędów.

Jako kolejnego wystąpienia uczestnicy sympozjum wysłuchali wykładu s. dr hab. Adelajdy Sielepin (UPJP II) zatytułowanego „Milczenie w liturgii specyficzną »przestrzenią« adoracji-kontemplacji i wsłuchiwania się w sprawowane misterium”. Temat milczenia rzadko pojawia się wśród dyskusji teologicznych. Jest ono jednak bardzo ściśle związane z kultem – nie tylko chrześcijańskim. Milczenie spełnia funkcję pośredniczącą w wewnętrznym przyswojeniu tego, co przeżywano w sprawowanym misterium. Już teksty patrystyczne potwierdzają dobitnie znaczenie ciszy w liturgii. Obecność słowa i milczenia w liturgii kształtuje się niejako według parytetu dziejowego, który układa się w trzyetapowym cyklu: cisza – Logos – cisza. Św. Ignacy z Antiochii w Liście do Magnezjan wyjaśniał to w ten sposób, że Słowo (Logos) wyszło z odwiecznej ciszy i po swojej ziemskiej pielgrzymce powróciło do odwiecznej ciszy Ojca. Przedstawiając kwestię ciszy w liturgii w kontekście źródłowym, prelegentka odwołała się najpierw do tekstów biblijnych. Następnie cisza ukazana została jako element języka sprawowanego

misterium. W ostatniej części wystąpienia podjęta została próba bliższego określenia miejsca oraz roli ciszy w liturgii.

Ostatni wykład pierwszego panelu zatytułowany „Wnętrze świątyni – wymowa jej przestrzeni i wystroju dla liturgii” wygłosił ks. mgr Paweł Tkaczyk (Muzeum Diecezjalne – Kielce). Z uwagi na szerokość tematu mówca w swoim wystąpieniu ograniczył się do zaprezentowania kwestii dotyczących świątyni katolickiej w kontekście sprawowanej w niej liturgii. Główny akcent wystąpienia położony został na prezentację zjawisk, które pojawiły się w architekturze sakralnej po Soborze Watykańskim II.

Drugi panel poświęcony tematowi: „Typologia i charakterystyka obecnych w liturgii słów” poprowadzony został przez ks. prof. UŚ dra hab. Andrzeja Żądło. Jego zasadniczym celem – jak wynika z ujęcia tytułu panelu – było zwrócenie uwagi na element słowa obecnego w liturgii.

Jako pierwszy wystąpił ks. dr hab. Jan Twardy (UŚ), który zaprezentował temat: „Funkcja tekstu biblijnego w liturgii”. Punktem wyjścia dla prowadzonej refleksji było ukazanie drogi przejścia w liturgii od tzw. małej Mszy do obficie zastawionego stołu słowa Bożego. Liturgia słowa przez długi czas sprawowana była jako wydarzenie jakby drugiej kategorii w stosunku do liturgii eucharystycznej. Dopiero Sobór Watykański II dowartościował liturgię słowa, podkreślając jej równorzędność z liturgią eucharystyczną, a tym samym jedność aktu całego sprawowanego kultu. Następnie prelegent skoncentrował się na obecności Chrystusa w czytaniach liturgicznych. Jest to obecność rzeczywista, inna jednak od obecności substancjalnej. Szczególnym jej wyrazem podczas celebracyjnego odczytywania słowa jest księga Ewangeliarza. Słowo celebrowane w liturgii, ze względu na obecność w nim Boga, ma w sobie moc Bożą; jest słowem mającym moc stwórczą; nieustannie także objawia miłość Boga do człowieka. Z racji swej wewnętrznej siły może również gładzić grzechy. Prelegent wskazał dobitnie, iż słuchanie słowa Bożego celebrowanego w liturgii jest warunkiem życia chrześcijańskiego – jego prawdziwym źródłem. To zaś wyraźnie wskazuje kierunek oddziaływań duszpasterskich, jakie utożsamiają się z wychowaniem wiernych do świadomego i owocnego słuchania słowa Bożego.

Kolejne zagadnienie: „Funkcja homilii i jej rola w liturgii” omówione zostało przez ks. dra hab. Leszka Szewczyka (UŚ). W swoim przedłożeniu mówca, odwołując się do myśli Soboru Watykańskiego II i posoborowych dokumentów Kościoła, wskazał na istotę homilii, która łączy w sobie trzy elementy. Pierwszym z nich jest sprawowane misterium, drugim tekst biblijny ze swoim orędziem zbawczym i aktualizacją, a trzecim sytuacja słuchaczy. Następnie wskazane zostały cele ogólne oraz szczegółowe przepowiadania słowa Bożego. Odnosząc się do pojęć występujących w temacie wystąpienia, ks. Szewczyk zaproponował szczegółowe rozróżnienie „funkcji” i „roli” homilii. W wypowiedziach homiletów i liturgistów pojęcia te traktowane są bowiem często jako synonimy. Zgodnie z sugestią prelegenta, pojęcia „funkcji” powinno się używać na określenie zadań, jakie homilia

pełni niezależnie od jej przynależności do celebracji liturgicznej. „Rola” homilii powinna natomiast odnosić się do konkretnych okoliczności, w jakich ma ona miejsce, czyli do jej znaczenia dla celebrowanej liturgii. Zgodnie z zaproponowanym doprecyzowaniem ukazane zostały poszczególne funkcje homilii oraz jej rola w sprawowanej liturgii.

W dalszej części panelu uczestnicy spotkania mogli wysłuchać wykładu ks. prof. dra Matiasa Augé (Instytut S. Anzelmo – Rzym) opatrzonego tytułem „Tekst euchologijny w liturgii”. Celem wystąpienia było zwrócenie uwagi na podstawowe kryteria hermeneutyczne, jakimi należy posługiwać się przy interpretacji języka tekstów euchologicznych, czynionej z uwzględnieniem kontekstu całej celebracji. Przedmiotem uwagi prelegenta była euchologia stosowana podczas celebracji eucharystycznej, szczególnie zaś tzw. euchologia mniejsza, czyli modlitwy prezydenckalne (kolekta, modlitwa nad darami, modlitwa po Komunii). Przeprowadzona refleksja pokazała, że modlitwy te mogą być rozumiane i interpretowane jako trzy kolumny podtrzymujące całą strukturę celebracji eucharystycznej. Waga tych modlitw spoczywa nie tyle na zawartej w nich treści, co raczej na funkcji, jaką spełniają w celebracji eucharystycznej. Funkcja ta polega na łączeniu różnych części tej celebracji i/lub na przeprowadzaniu z jednej części do drugiej. Każda z omówionych modlitw posiada jasno i precyzyjnie określony cel, który zdaniem prof. Matiasa Augé, można wyrazić za pomocą następującego stwierdzenia: wypowiedziane przez kapłana modlitwy prezydenckalne pomagają wszystkim uczestnikom celebracji właściwie wejść w głębię sprawowanego misterium, urzeczywistnianego w poszczególnych częściach celebracji liturgicznej.

Ostatni wykład drugiego panelu konferencji zatytułowany „Funkcja zachęt i pouczeń przekazywanych podczas liturgii” wygłoszony został przez ks. prof. UO dra hab. Erwina Mateję. Punktem wyjścia prowadzonych rozważań było przypomnienie, że czynności liturgiczne nie są nigdy czynnościami prywatnymi, lecz kultem Kościoła, a ten rozumiany jest nie jako anonimowy zbiór ludzi, lecz jako wspólnota ochrzczonych. Ludzie ci, gromadząc się w określonym miejscu i czasie na sprawowanie liturgii, nie czynią tego symbolicznie, lecz fizycznie. Oznacza to, że zawiązana wspólnota ma nie tylko swój początek, swoją akcję liturgiczną, ale także musi zostać we właściwy sposób rozwiązana. Aby te elementy mogły zostać sprawnie, a jednocześnie zbawczo zrealizowane, niezbędne jest przyjęcie określonych środków. Takimi zasadami występującymi w liturgii są właśnie pouczenia i zachęty. Źródła owych pouczeń możemy doszukiwać się w starożytności chrześcijańskiej w specjalnej funkcji ostiariusza. Czymś naturalnym było stosowanie przez niego poleceń, zachęt i pouczeń skierowanych do uczestników liturgii. Swoją funkcję pełnił on także w czasie sprawowania liturgii, a zwłaszcza w czasie rozdawania Komunii św. Z biegiem czasu część owych zadań przejęta została przez diakona, a nawet przewodniczącego liturgii. W swoim wystąpieniu ks. Mateja skoncentrował się na bliższym omówieniu obecnego kształtu posoborowej liturgii i obecności w nich poleceń, zachęt i pouczeń.

„W szczegółach tkwi istota sprawowanego w liturgii misterium – teologiczne uzasadnienie stosowanych w liturgii czynności, postaw, gestów i słów” – w ten sposób zatytułowany został wykład przygotowany przez ks. prof. dra hab. Helmuta J. Sobeczkę (UO), który zgodnie z zamiarem organizatorów konferencji, miał dokonać teologicznego podsumowania wcześniejszych głosów uczestników spotkania. Zadaniem prelegenta było więc odnalezienie wspólnego mianownika dla poprzednich wypowiedzi. Prelegent odwołał się zatem najpierw do podstawowych zasad konstytucji o liturgii, zgodnie z którymi głównym znakiem dla wszystkich czynności liturgicznych jest „osoba”. Chodzi tu o osobę Chrystusa, osobę celebransa, jak również inne osoby uczestniczące w liturgii. Jako relacja właściwa pomiędzy wskazanymi tu osobami pojawia się dialog. Świadomość wielorakiej obecności „osoby” Chrystusa w sprawowanej liturgii jawi się zatem jako kwestia fundamentalna. Drugim elementem teologicznego uzasadnienia omawianych zagadnień jest, zdaniem ks. prof. Sobeczki, Duch Święty w swoim osobowym wymiarze. On nie tylko uobecnia Chrystusa w jego misterium, lecz przede wszystkim uświęca wszystkich swoją obecnością. To zaś stanowi dla nas kolejną motywację w trosce o prawdziwe piękno liturgii przeżywanej we wszystkich wskazanych wcześniej wymiarach. Wspomniany również fakt, iż liturgia nie jest nigdy własnością prywatną, obliuguje zarówno celebransa, jak i uczestników liturgii do wierności przepisom liturgicznym. Nadużycia popełniane w trakcie liturgii wynikają często z ignorancji korzeni biblijnych poszczególnych jej elementów. Świadomość wskazanej personalizacji liturgii powinna jednoznacznie prowadzić uczestników do świadomego, czynnego i pełnego w niej uczestnictwa.

Ostatni z przygotowanych referatów pt. „Zasada i znaczenie pedagogii liturgicznej w urzeczywistnianiu eklezjalnej wspólnoty” wygłoszony został przez dr Mariolę Kozubek (Katowice). Liturgia stanowi ważny czynnik wychowania chrześcijańskiego i humanistycznego. Prowadzi ona bowiem nie tylko do łączności z Chrystusem obecnym w słowie i sakramentach, lecz jednocześnie uwrażliwia na postawy ogólnoludzkie, takie jak przebaczenie, dzielenie się, słuchanie, rezygnacja z siebie i ofiarność. Rodzi się pytanie, na czym zasadniczo powinno polegać wychowanie do liturgii, aby stała się ona jednym aktem kultu oraz jakie znaczenie pedagogiczne ma sama liturgia. Głównym zamiarem tego wystąpienia było poszukiwanie zasady i znaczenia pedagogii liturgicznej w urzeczywistnianiu eklezjalnej wspólnoty realizującej się w jednym akcie kultu. Uwaga prelegentki skoncentrowała się na trzech aspektach: wychowaniu katechetycznym, wychowaniu do wspólnotowości i wychowaniu do życia słowem. Pokazano także, w jakim sensie pedagogia liturgiczna, czyli wychowanie przez liturgię, jest wychowaniem integralnym, tzn. prowadzącym do urzeczywistniania się pełni człowieczeństwa, wyrażającej się w jedności ludzi z Bogiem oraz między sobą. W zakończeniu zgłoszono postulat stworzenia w parafiach zespołów liturgicznych, których zadaniem byłoby inicjowanie katechezy liturgicznej.

W dalszej części konferencji przewidziano jeszcze dyskusję, w trakcie której uczestnicy spotkania mieli okazję do zadania pytań prelegentom czy też podzielenia się własnymi refleksjami nasuwającymi się w związku z wysłuchanymi referatami. Podsumowania konferencji dokonał ks. Andrzej Żądło, który podziękował wszystkim prelegentom oraz innym uczestnikom spotkania za przybycie i czynny udział. Ksiądz dziekan zaprosił do dalszej współpracy, prosząc jednocześnie o zgłaszanie propozycji odnośnie do tematyki kolejnych konferencji.

Ks. Roman Buchta, Uniwersytet Śląski

**Współczesna katecheza i edukacja religijna w wybranych krajach Europy.
IV Międzynarodowa Konferencja Katechetyczna
(Tarnów 25 maja 2010)**

Okres dwudziestu lat, który mija od powrotu nauczania religii katolickiej do publicznej szkoły polskiej, obliguje niejako do podjęcia nad nim całościowej refleksji. Dodatkowym uzasadnieniem zauważenia wspomnianej konieczności są także zmiany, jakie w minionym okresie dokonały się w odniesieniu do samej lekcji religii oraz w całym obszarze edukacji. Burzliwe debaty – dotyczące nie tylko spraw merytorycznych, lecz w znacznej mierze motywowane światopoglądowo – jakich byliśmy świadkami i uczestnikami po okresie transformacji, zaowocowały wydaniem w 2001 roku dokumentów programowych dla katechezy. W ich wyniku lekcja religii w Polsce przyjęła obowiązujące obecnie w edukacji standardy kształcenia i wychowania. Wspomniany proces przemian edukacyjnych trudno uznać za ukończony, o czym świadczy chociażby ponowna reorganizacja systemu szkolnictwa powszechnego, zakładająca obniżenie wieku obowiązku szkolnego do lat sześciu. W sposób oczywisty generuje to konieczność opracowania nowej *Podstawy programowej kształcenia ogólnego*, a tym samym dostosowanej do niej podstawy programowej katechezy¹. Jak zauważają specjaliści, „ten wciąż trwający stan zmienności jest także wynikiem wpływu różnych instytucji w Unii Europejskiej, które decydują o charakterze czy kierunku polityki edukacyjnej w Europie”². Trudno zatem ignorować fakt, że nauczanie religii w polskiej szkole odbywa się w szerokim kontekście europejskich koncepcji lekcji religii, co należy uwzględnić,

¹ Konferencja Episkopatu Polski, *Podstawa programowa katechezy Kościoła katolickiego w Polsce*, Kraków 2010, s. 14.

² K. Misiaszek, *Koncepcja nauczania religii katolickiej w publicznej szkole polskiej*, Warszawa 2010, s. 7.

szukając podobieństw czy różnic oraz analizując ich wpływ na przyjęte obecnie w Polsce rozwiązania koncepcyjne³.

Z tym właśnie zamiarem poszukiwania „podobieństw i różnic” oraz lepszego poznania uwarunkowań i poszczególnych koncepcji nauki religii zorganizowana została w Tarnowie międzynarodowa konferencja katechetyczna zatytułowana „Współczesna katecheza i edukacja religijna w wybranych krajach Europy”. Organizatorami spotkania była Katedra Nauk Pedagogiczno-Katechetycznych UPJPII (Sekcja w Tarnowie) oraz Katedra Teologii Pastoralnej Małżeństwa i Rodziny ISNaR w Łomiankach (Wydział Teologiczny UKSW). Otwarcia konferencji dokonał dziekan Wydziału Teologicznego w Tarnowie ks. dr hab. Antoni Żurek, który witając uczestników, zaprezentował jednocześnie problematykę oraz główne cele spotkania. Referaty wygłoszone w języku angielskim oraz pytania zadawane zarówno w języku polskim, jak i w angielskim, a także udzielane na nie odpowiedzi były tłumaczone przez dr hab. Elżbietę Osewską.

Jako pierwszy z prelegentów zabrał głos organizator konferencji ks. dr hab. Józef Stala, prof. UPJPII (WTST Tarnów), przypominając podstawowe kwestie związane z obecną sytuacją katechezy i edukacji religijnej w Polsce. Przedmiotem uwagi ks. prof. Stali była prezentacja obowiązujących dokumentów katechetycznych Kościoła powszechnego, a także Kościoła w Polsce, ze szczególnym zwróceniem uwagi na znowelizowaną podstawę programową katechezy oraz program nauczania religii, w kontekście planowanych i już zachodzących zmian edukacyjnych, związanych z wdrażaniem *Podstawy programowej wychowania przedszkolnego i kształcenia ogólnego* z 2009 roku.

Prezentacji uwarunkowań katechezy oraz edukacji religijnej w Portugalii dokonał ks. dr Paulo Malícia (dyrektor Wydziału Katechetycznego w Lizbonie). Kreśląc na wstępie krótki rys historyczno-kulturowy, prelegent zaznaczył, iż mimo że Portugalia jest krajem tradycyjnie chrześcijańskim, doświadcza ona obecnie jakby przyspieszonego procesu dechrystianizacji. Wprawdzie aż 87 proc. Portugalczyków określa się nadal jako „katolicy”, lecz jedynie 14 proc. społeczeństwa uczęszcza regularnie na niedzielną Mszę św. Można zatem powiedzieć, że kraj i naród, który stanowił niegdyś filar misyjnej działalności Kościoła, sam potrzebuje dziś drugiej ewangelizacji. Dlatego odnosząc się do priorytetów duszpasterskiego oddziaływania Kościoła w Portugalii, wskazano kwestię chrześcijańskiego wychowania. Choć to rodzina właśnie powinna być pierwszym miejscem religijnej formacji, w Portugalii formacja ta odbywa się głównie poprzez katechezę parafialną oraz naukę religii w szkołach prywatnych. Zgodnie z obecnymi ustaleniami prawnymi, nauczanie religii nie może bowiem odbywać się w szkole publicznej. Katecheza inicjacji chrześcijańskiej dokonuje się od 6. do 16. roku życia. Ten okres dziesięciu lat formacji wspierany jest od strony dydaktycznej przez dobrze przygotowane katechizmy dla uczniów oraz podręczniki metodyczne dla nauczycieli. Główny

³ Por. tamże, s. 11.

akcent położony jest na doświadczenie wiary, do czego prowadzi się katechizowanych poprzez doświadczenie liturgiczne, doświadczenie modlitwy, doświadczenie wspólnoty oraz ogólne doświadczenie edukacyjne. Katecheza młodzieży (17–19 lat) ma miejsce po uprzednim potwierdzeniu przez młodych chęci dalszej formacji. Wówczas ma ona postać spotkań w grupach młodzieżowych, działań o charakterze misyjnym oraz różnych form wolontariatu. Również dla tego okresu przygotowane zostały odpowiednie katechizmy i przewodniki dla katechetów. Nawet jeśli nauka religii odbywa się w szkole, to nie może mieć ona wymiaru katechetycznego, lecz prezentować ma jedynie czysto kulturowy wymiar chrześcijaństwa. Przedmiotem tak rozumianego „nauczania religii” jest np. Biblia postrzegana jako „dokument cywilizacji”, ekumenizm, dialog między religiami lub odniesienia do wartości chrześcijańskich i ogólnoludzkich.

Następnym prelegentem był ks. mgr lic. Ryszard Biernat (WTST Tarnów), który przedstawił sytuację katechezy i edukacji religijnej we Francji. Dla lepszego ukazania zagadnienia na wstępie omówiona została kwestia wolności nauczania religijnego we Francji. W 1806 roku Napoleon I wydał dekret powołujący do życia Uniwersytet Państwowy. Zgodnie z opublikowanym dokumentem, całkowicie ograniczona została wolność nauczania religijnego. Na przestrzeni XIX i XX wieku poszczególne rządy stopniowo liberalizowały to prawo, pozwalając na nauczanie religii w szkołach prywatnych. Po Soborze Watykańskim II nastąpił jednak poważny kryzys nauczania religii i katechezy, związany z ogólnym kryzysem wiary we Francji. Proponowane podręczniki do nauki religii nie znajdowały aprobaty Stolicy Apostolskiej. Obecnie nauka katechezy odbywa się przy parafiach i w prywatnych szkołach katolickich. Niestety, poziom nauczania, wynikający z braku odpowiedniej kadry katechetów, jest na bardzo niskim poziomie. Ponieważ we Francji istnieje duża ignorancja religijna wśród osób dorosłych, szczególnie duszpasterze prowadzą indywidualne nauczanie religii, zwłaszcza przy okazji przygotowywania do sakramentów świętych, szczególnie chrztu i małżeństwa. Dobrą okazją dla katechezy są również uroczystości pogrzebowe, które gromadzą znaczną liczbę katolików niepraktykujących. Współcześnie pojawiają się nowe formy katechezy dorosłych, takie jak: Kurs Alfa czy Parafialne Komórki Ewangelizacyjne. Zgodnie z opinią kardynała Jean-Marie Lustigera, wygłoszoną po Konferencji Episkopatu Francji w 2004 roku, największym problemem współczesnej katechizacji w tym kraju jest brak duchowego wsparcia katechizowanych dzieci w ich niepraktykujących rodzinach. Francja musi zatem intensywnie szukać nowych form skutecznej katechezy, która obejmowałaby wszystkich w Kościele.

Okazją do bliższego poznania uwarunkowań katechezy i edukacji religijnej w Wielkiej Brytanii było wystąpienie dr hab. Elżbiety Osewskiej (UKSW, Warszawa). Omawiając współczesny kontekst społeczno-polityczny edukacji religijnej w Anglii i Walii, prelegentka ukazała najpierw historyczne uwarunkowania tejsze edukacji, odwołując się do przemian w okresie II wojny światowej oraz

późniejszych przekształceń. Obecny system edukacji w Anglii cechują znaczne różnice między szkołą wyznaniową i państwową. W wygłoszonym wystąpieniu podkreślona została specyfika szkoły katolickiej, w której można odnaleźć trzy filary: Chrystusa będącego centrum edukacji, integralność w rozwoju wychowania oraz wspólnotowość. Stąd w konsekwencji edukacja religijna prowadzona w szkole katolickiej, pomimo nazwy, zachowuje charakter katechezy sprzyjającej rozwojowi wiary ucznia. Większość obecnych podręczników do nauki religii powstała w ramach *Living and Sharing Our Faith. A National Project of Catechesis and Religious Education*. Dla pomyślniej realizacji Projektu duże znaczenie ma podejmowana współpraca wszystkich środowisk wychowywania religijnego. Dr hab. Elżbieta Osewska wskazała, że katolicka wizja edukacji religijnej realizowana w Wielkiej Brytanii w sposób szczególnie podkreśla godność i wolność osoby ludzkiej, jako tej, która została stworzona na obraz i podobieństwo Boga. W ramach takiego poglądu, edukacja religijna jest procesem formacyjnym uwzględniającym każdego członka społeczności szkolnej, wraz z rodzinami uczniów i parafią, w której wzrastają. W ten sposób pozostają ze sobą w nierozzerwalnym związku nauczanie religii, wychowanie i ewangelizacja, wspomagając jednocześnie właściwy rozwój szkoły. Nauczanie religii jest elementem programu nauczania realizowanego przez szkołę i stanowi jeden z przedmiotów, którego uczą się uczniowie, powinno zatem być podejmowane, a także rozwijane w taki sam sposób jak pozostałe przedmioty szkolne. Dla uczniów, którzy już w jakimś stopniu uczestniczą w życiu religijnym, szkolne nauczanie religii będzie katechezą, natomiast dla tych, którzy po raz pierwszy słyszą słowa Ewangelii, nauczanie religii będzie ewangelizacją.

Prezentacja katechezy i edukacji religijnej w Słowenii przygotowana została w formie dwugłosu. Uwarunkowania katechezy omówił ks. prof. dr hab. Janez Vodičar SDB (Uniwersytet w Lublanie), zaś zagadnienia edukacji religijnej s. prof. dr Erika Prijatelj (Uniwersytet w Lublanie). W świetle obu wystąpień można zauważyć, że katecheza i edukacja religijna w Słowenii zmagają się z wielkimi trudnościami. Poważnym problemem jest zakaz prowadzenia katechezy czy nauczania religii w szkole powszechnej. Wynika on z wprowadzonej w 1991 roku separacji Kościoła i państwa. W 1995 roku opublikowana została tzw. Biała Księga na temat edukacji w Republice Słowenii. W duchu zaproponowanych rozwiązań nauczanie religii nie jest integralną częścią szkolnego programu nauczania w szkole publicznej. Szkoła bowiem nie może w żaden sposób znajdować się „pod wpływem oddziaływania Kościoła”. Od 1996 roku nauczanie religii nie jest także dozwolone w przedszkolach. W wyjątkowych wypadkach edukacja religijna może odbywać się „na terenie szkoły”, jednakże tylko poza godzinami nauki. W każdym jednak wypadku wymaga to uzyskania osobnego zezwolenia ze strony władz oświatowych. W związku z tym odczuwa się poważne braki chociażby samych miejsc do prowadzenia nauczania religijnego. Problemem jest także brak książek i innych pomocy dydaktycznych. Nie zostały także do końca dopracowane programy katechezy w parafiach. W praktyce zatem

nadal stosuje się stare metody, które nie odpowiadają już potrzebom nowych czasów. W konsekwencji proponowana katecheza nie spełnia oczekiwań swoich adresatów. W tej sytuacji znaczącą pomocą dla katechezy dzieci jest czasopismo „Mavrica” (Tęcza), z którego korzysta wielu katechetów. Odpowiednio dobrana forma przekazu przygotowuje dzieci do czytania literatury religijnej, zaś rodzicom daje cenne wskazówki odnośnie do kształtowania życia religijnego w rodzinie. Podobną funkcję w odniesieniu do młodzieży pełni miesięcznik „Ognjišče” (Ognisko). Katecheza przygotowująca młodzież do sakramentu bierzmowania odbywa się przy coraz większym zaangażowaniu w nią świeckich wolontariuszy. Pojawił się bowiem problem braku kapłanów, którzy nie są w stanie prowadzić katechezy dla wszystkich grup wiekowych. W związku z tym, na Wydziale Teologicznym w Lublanie prowadzone są trzyletnie kursy teologiczno-pastoralne dla osób świeckich zaangażowanych w katechezę.

Jako ostatni z prelegentów zabrał głos ks. mgr lic. Mariusz Kuźniar (Uniwersytet Karola w Pradze). Przedmiotem jego wystąpienia była katecheza i edukacja religijna w Czechach. Dla pełnego zrozumienia obecnej sytuacji religijnej w Republice Czeskiej ważne jest najpierw głębsze poznanie uwarunkowań historycznych i społeczno-politycznych tego państwa i narodu. Czesi nie są narodem katolickim. Nawet tzw. ogólnie rozumiani ludzie „wierzący” nie tworzą tutaj większości. Bardzo mocno zaznacza się w społeczeństwie obecność sekularyzmu, materializmu i pragmatyzmu. Stan ten jest wynikiem nie tylko okresu komunizmu, lecz sięga swymi korzeniami do minionych epok. Wspomnieć należy tutaj niektóre wydarzenia z historii Czech, takie jak: ruch husycki, wojna trzydziestoletnia, reformacja i okres tzw. rekatolizacji. Po upadku komunizmu Kościół katolicki na nowo zaczął się cieszyć coraz większą społeczną sympatią. Był bowiem postrzegany jako przestrzeń wolności myśli i słowa. Społeczeństwo miało zatem wobec niego wielkie oczekiwania. Ten jednak, pod wpływem ogromu zadań i problemów związanych z przejściem całej agendy kościelnej, a jednocześnie z powodu braku przygotowanej i wykształconej inteligencji katolickiej – szczególnie kleru – stracił swoją szansę. Skupienie się na wewnętrznych problemach, zwłaszcza związanych z restytucją dóbr kościelnych, nie wpłynęło znacząco na zmianę funkcjonujących w społeczeństwie negatywnych stereotypów na temat Kościoła. Wyraźnie odczuwalna jest tu duszpasterska stagnacja. Brak jasnej wizji Kościoła jutra i życie przeszłością sprawiają, że spora liczba ludzi wierzących pozostaje całkowicie bierna. Dlatego coraz głośniejsze, szczególnie po ostatniej papieskiej wizycie, mówi się o potrzebie zmian. W szkołach publicznych nauczanie religii odbywa się na poziomie podstawowym, i jest przedmiotem nieobowiązkowym. W szkołach katolickich, do których uczęszcza obecnie w Czechach 0,7 proc. dzieci i młodzieży, jest ono obowiązkowe. Przewidziano także możliwość zdawania egzaminu maturalnego z religii.

Po wystąpieniach nastąpiła dyskusja, w trakcie której zadawano pytania zaproszonym gościom. Wystąpienia budziły duże zainteresowanie uczestników

konferencji, którzy często mieli inne wyobrażenia dotyczące katechezy i edukacji religijnej w prezentowanych krajach. Równocześnie referaty i dyskusja pozwalały na porównanie sytuacji katechezy i edukacji religijnej w różnych krajach Europy z jej sytuacją w Polsce, a przez to dostrzeżenie kondycji, wartości, ale i wyzwań oraz zagrożeń stojących przed nią. Podsumowania całości konferencji dokonał ks. Józef Stala, który podziękował wszystkim mówcom oraz innym uczestnikom spotkania.

Ks. Roman Buchta, Uniwersytet Śląski

**„*Ordinatio presbyterorum*: liturgia, teologia, ministerium
(do Soboru Trydenckiego)”**

**46. Sympozjum Wykładowców Liturgiki w Wydziałach Teologicznych
i Wyższych Seminariach Duchownych
(Katowice 7–9 września 2010)**

Tegoroczne, 46. Sympozjum Wykładowców Liturgiki w Wydziałach Teologicznych i Wyższych Seminariach Duchownych w Polsce odbyło się w Katowicach. Miejszem obrad był Wydział Teologiczny Uniwersytetu Śląskiego, który w obecnym, 2010 roku przeżywa 10-lecie swego zaistnienia, tj. aktu erygowania go, jako jednego z najmłodszych (po Szczecinie) wydziałów teologicznych, powołanych w najnowszym okresie historii Polski do istnienia na uniwersytetach państwowych. Owego aktu erygowania dokonał 9 sierpnia 2000 roku prefekt Kongregacji ds. Edukacji Katolickiej kard. Zenon Grocholewski. Od tamtej pory istnieje i działa Wydział Teologiczny Uniwersytetu Śląskiego w Katowicach, w którym pierwszy nabór studentów na jednolite studia magisterskie z teologii odbył się w 2001 roku.

Powodem inspirującym do zaproszenia polskich liturgistów na obrady do Katowic stała się okoliczność świętowania w archidiecezji katowickiej jubileuszu 25-lecia święceń biskupich Metropolity katowickiego i zarazem Wielkiego Kanclerza Wydziału Teologicznego UŚ, ks. abpa Damiana Zimonia – doktora teologii z zakresu liturgiki. Na tę okazję polscy liturgiści przygotowali księgę jubileuszową, poświęconą tematyce zainspirowanej zawołaniem biskupim Księdza Arcybiskupa, które brzmi „*Praedicamus Christum crucifixum*”. Powstała więc tematyczna monografia zatytułowana *Praedicamus Christum crucifixum. Słowo Boże w liturgii Kościoła. Księga Jubileuszowa dedykowana Księdzu Arcybiskupowi Damianowi Zimoniowi Metropolicie Katowickiemu w 25. rocznicę święceń biskupich*¹, która – według zgodnej

¹ Red. A. Żądło, Wyd. Księgarnia św. Jacka, Katowice 2010, ss. 499.

oceny obecnych na sympozjum – będzie stanowiła przydatną pomoc w zgłębianiu studium nad słowem Bożym w liturgii Kościoła zarówno przez wykładowców, jak i studentów liturgiki. Księgę tę wręczono Jubilatowi podczas Mszy św. sprawowanej pod jego przewodnictwem, połączonej z nieszporama, w archikatedrze katowickiej, w pierwszym dniu obrad, tj. 7 września 2010 roku o godz. 18.00.

Całość spotkania rozpoczęła się obiadem. Bezpośrednio po obiedzie nastąpiło powitanie przybyłych uczestników. Słowa powitania skierował do liturgistów dziekan Wydziału Teologicznego Uniwersytetu Śląskiego w Katowicach ks. prof. UŚ dr hab. Andrzej Żądło. Następnie pozdrowił uczestników sympozjum ks. abp dr Damian Zimoń, a także rektor Wyższego Śląskiego Seminarium Duchownego ks. dr Jerzy Paliński. O godz. 13.45 miała miejsce wspólna celebracja popołudniowej liturgii godzin. Przewodniczył jej ks. bp dr Stefan Cichy, pasterz diecezji legnickiej i przewodniczący Komisji ds. Kultu Bożego i Dyscypliny Sakramentów Episkopatu Polski. Po modlitwie rozpoczęła się naukowa, wyznaczona tematem sympozjum, debata. Wprowadził do niej przewodniczący Sekcji Wykładowców Liturgiki w Polsce ks. prof. KUL dr hab. Czesław Krakowiak, który następnie o przewodniczenie popołudniowej sesji obrad poprosił ks. prof. zw. dr hab. Helmuta Jana Sobeczkę. Ten zapowiedział tytuł pierwszego referatu i poprosił ks. dr. Dariusza Kwiatkowskiego (adiunkta w Zakładzie Liturgiki i Homiletyki UAM) o zaprezentowanie wykładu nt. „*Ordinatio presbyterorum* do X wieku”. Ks. Kwiatkowski przekonywał, iż zarówno teksty biblijne, jak i modlitwy konsekracyjne analizowanego przedziału czasowego wskazują na to, iż w najstarszej udokumentowanej tradycji rzymskiej istotą obrzędu święceń były modlitwa i gest nałożenia rąk. Drugi referat, wygłoszony przez o. dr. hab. Kazimierza Lijkę (adiunkta w Zakładzie Liturgiki i Homiletyki UAM), zatytułowany był „*Ordinatio presbyterorum* do *Pontificale Romanum* 1596”. Przestrznią poruszania się prelegenta w tym referacie był więc okres obejmujący sześć kolejnych wieków historii obrzędowej Kościoła (od X do XVI). Stąd o. Lijka poddał analizie najpierw Pontyfikał rzymsko-germański z X wieku i Pontyfikał Wilhelma Duranda z XIII wieku. Pontyfikały te wskazują na pewne modyfikacje i typowe dla omawianego okresu szczegóły obrzędów święceń. Były nimi: poszczenie przed święceniami, nałożenie szat podczas obrzędu święceń (we wcześniejszym okresie kandydaci przychodzili już ubrani w szaty), namaszczenie rąk, a niekiedy również głowy (zwyczaj taki obecny był w liturgiach celtyckich VI i VII wieku), zastosowanie oleju katechumenów, przekazanie symboli święceń (patena z chlebem i kielich z winem), które z czasem (postanowieniem synodu we Florencji) przerodziły się w tzw. materię święceń. W XIII wieku neoprezbiterzy koncelebrowali Mszę św. z papieżem, w czasie której wymawiali teksty po cichu. Analiza wziętych przez o. Lijkę dokumentów pozwoliła mu na wyprowadzenie wniosku, iż w średniowieczu udzielano święceń prezbiteratu w sobotę. Mocne akcenty kładziono w tamtym okresie na symbolikę, posługując się w jej interpretacji alegorią (Amalary z Metz interpretował np. ornat jako szatę, która wybija się ponad wszystkie szaty, jako że

wskazuje na czyny sprawiedliwości). Po dyskusji nad wygłoszonymi referatami, uczestnicy sympozjum udali się do Biblioteki Śląskiej, z której historią i zbiorami zapoznali się dzięki uprzejmości dyrektora biblioteki prof. dr. hab. Jana Malickiego, jak też służących dyspozycyjnością przewodników.

Na godz. 18.00 uczestnicy sympozjum przybyli do archikatedry katowickiej, by pod przewodnictwem ks. abpa Damiana Zimonia koncelebrować Eucharystię, sprawowaną w połączeniu z nieszporami. Na zakończenie celebracji została Księdzu Arcybiskupowi wręczona wspomniana wyżej księga jubileuszowa, przy akompaniamencie słów gratulacji i życzeń, jakie ks. bp Stefan Cichy skierował w imieniu liturgistów polskich do świętującego w tym roku srebrny jubileusz sakry biskupiej ks. abpa Zimonia.

Tego samego wieczoru, po kolacji, odbyło się spotkanie organizacyjne całej Sekcji Wykładowców Liturgiki pod kierunkiem jej przewodniczącego ks. prof. KUL dr. hab. Czesława Krakowiaka, mające na celu wyłonienie miejsca zjazdu na przyszłoroczne sympozjum i określenie tematyki obrad. Ustalono, że sympozjum odbędzie się na Górze św. Anny, a poruszana problematyka poświęcona będzie obrzędowi chrześcijańskiego pogrzebu – jego liturgii, teologii i duszpasterstwu.

Drugi dzień obrad rozpoczęto celebracją Eucharystii w połączeniu z jutrznią. Miejscem sprawowania liturgii była kaplica seminaryjna. Po śniadaniu podjęto obrady poświęcone zaplanowanej problematyce święceń prezbiteratu w okresie przed Soborem Trydenckim. Na cały blok przedpołudniowy – moderowany przez s. dr. hab. Adelajdę Sielepin – przewidziane były cztery referaty, przedłożone zebranym w dwóch częściach, oddzielonych od siebie krótką przerwą. Po każdej z takich części przewidziana była w programie dyskusja nad poruszonymi zagadnieniami. Pierwsze z wystąpień zaprezentowane zostało przez ks. dr. Waldemara Pałęckiego (adiunkta w Katedrze Historii Liturgii KUL i sekretarza Sekcji Wykładowców Liturgiki w Polsce). Dotyczyło ono zagadnienia zatytułowanego „*Ordinatio presbyterorum w Pontificale Romanum z 1596*” i wskazało na fakt, że potrydencki obrzęd święceń prezbiterów przetrwał w liturgii Kościoła po czasy reformy liturgicznej Soboru Watykańskiego II. W dalszej kolejności głos zabrał ks. prof. dr. hab. Bogusław Nadolski, który w swym wykładzie zajął się tematem brzmiącym „Święcenia absolutne, święcenia zakonników”. Wykazał klarownie, iż przed Soborem Trydenckim, tj. już od X wieku, upowszechniać się zaczęło wyświęcanie kandydatów na prezbiterów bez przypisywania ich do konkretnej wspólnoty wiernych. Różnie w dyskusjach teologicznych mówi się o tego rodzaju święceniach, niemniej na Soborze Laterańskim zostały one dowartościowane, choć sprzyjały szerzeniu się praktyki sprawowania tzw. mszy prywatnych.

Problematykę poruszoną w powyższych dwóch wykładach dopełniła dyskusja, po której nastąpiła krótka przerwa. Po przerwie powrócono do studiowanych zagadnień, wsłuchując się w treść dwóch ostatnich na tegorocznym sympozjum referatów. Jako pierwszy w tym punkcie obrad głos zabrał ks. prof. dr. hab. Jan Józef Janicki (kierownik Katedry Historii Liturgii w Wydziale Historii i Dziedzic-

stwa Kulturowego UPJP II), który zaprezentował zebrany wykład pt. „Prezbiter i przewodniczenie Eucharystii do Soboru Trydenckiego”. W trakcie swego przedłożenia odwoływał się do dokumentów, tekstów źródłowych i tradycji duszpasterskiej Kościoła, by wskazać na historyczne fazy przechodzenia do zwyczaju przewodniczenia liturgii przez prezbiterów i utrwalanie się takiego porządku wśród chrześcijan całego okresu przedtrydenckiego, a więc od chwili zaistnienia Kościoła aż po jego historię XVI-wieczną.

Ostatnim z prelegentów drugiego dnia obrad był ks. dr hab. Przemysław Nowakowski (kierownik Katedry Historii Liturgii w Wydziale Teologicznym UPJP II), który zaprezentował temat „Święcenia prezbiterów w Kościele prawosławnym”. Wystąpienie to wyczerpało tematykę zaplanowaną na tegoroczne, 46. już Sympozjum Wykładowców Liturgiki w Wydziałach Teologicznych i Wyższych Seminariach Duchownych.

Popołudnie drugiego dnia zjazdu poświęcone zostało na wspólny wyjazd uczestników do Sanktuarium Matki Bożej Sprawiedliwości i Miłości Społecznej w Piekarach Śląskich, a także do Tychów. W sanktuarium piekarskim wykładowcy liturgiki uczestniczyli w popołudniowej liturgii godzin. W Tychach zaś nawiedzili kościół pw. Ducha Świętego, a następnie udali się do kościoła pw. bł. Karoliny Kózkówny, gdzie uczestniczyli w celebracji nieszporów, sprawowanej pod przewodnictwem ks. abpa Damiana Zimonia.

W trzecim dniu obrad, po Mszy św. sprawowanej wraz z jutrznią pod przewodnictwem ks. bpa Stefana Cichego w kaplicy seminaryjnej, grupa uczestników sympozjum przemieściła się po raz ostatni na Wydział Teologiczny UŚ (tam odbywały się bowiem wszystkie tegoroczne obrady), by uczestniczyć w ostatniej części tegorocznego sympozjum. W ramach przewidzianych na tę część komunikatów zabrał najpierw głos ks. bp Stefan Cichy, który zapoznał zebranych z aktualnym stanem prac Komisji Episkopatu ds. Kultu Bożego i Dyscypliny Sakramentów. Wspomniał m.in. o tym, że Konferencja Episkopatu Polski podjęła szereg decyzji dotyczących następujących ksiąg: obrzędy błogosławieństwa wdów, obrzędy pogrzebu z kremacją. Poinformował też o tym, że przygotowuje się nowe wydanie obrzędów *Triduum Sacrum*. Poza tym trwają prace nad *Ordo Missae*, nad *Martyrologium Romanum*, nad ujednocnieniem tekstów w lekcjonarzu mszalnym, czy też nad nową edycją obrzędów ustanowienia akolitów i lektorów. Trwają również prace nad polskim wydaniem obrzędów profesji zakonnej. Po relacji przedstawionej przez ks. bpa Cichego przedstawiciele poszczególnych wydziałów teologicznych w Polsce zapoznali zebranych z życiem i działalnością ich instytutów, katedr i zakładów liturgicznych. Na koniec pozostawiono sobie możliwość włączenia się do dyskusji i podsumowano tegoroczne obrady.

Ks. Andrzej Żądło, Uniwersytet Śląski

Sprawozdanie ze spotkania Arbeitsgemeinschaft für Homiletik (Monachium 27–30 września 2010)

W dniach od 27 do 30 września 2010 roku, w domu rekolekcyjnym archidiecezji Schlos Fürstenried w Monachium, odbyło się kolejne spotkanie Arbeitgemeinschaft für Homiletik. To stowarzyszenie niemieckiego obszaru językowego co dwa lata gromadzi podczas swojego zjazdu wykładowców homiletyki, duchownych i świeckich, którzy w różnych formach angażują się w odnowę przepowiadania słowa Bożego oraz kaznodziejów pragnących podnosić swoje umiejętności. W tegorocznym spotkaniu brało udział ponad czterdziestu katolickich i ewangelickich uczestników z Niemiec, Austrii i Polski. Polskich homiletów reprezentowali: ks. dr hab. Jan Twardy i ks. dr hab. Leszek Szewczyk z Uniwersytetu Śląskiego w Katowicach oraz ks. dr hab. Henryk Sławiński z Uniwersytetu Papieskiego Jana Pawła II w Krakowie. Obecna była również p. Elżbieta Dreiss-Kucharska z Uniwersytetu Wrocławskiego. Spotkanie skoncentrowane było wokół tematu: „Kazanie i grzech”.

W czasie pierwszego dnia sympozjum podjęto temat: „Grzech w kazaniach i w moim kaznodziejstwie”. Pierwszym prelegentem był prof. Michael Meyer-Blank z Uniwersytetu w Bonn. Wygłosił on referat: „Spojrzenie na historię kaznodziejstwa”. W pierwszej części swojego wystąpienia autor zaprezentował liczne przykłady wypowiedzi kaznodziejów katolickich i ewangelickich na temat grzechu. Następnie, odwołując się do poglądów Lutra, Herdera, Bartha i Ratzingera, wskazywał na definicje grzechu w relacji do Boga i drugiego człowieka. Ostatnia część wypowiedzi prelegenta koncentrowała się na wnioskach i postulatach wobec współczesnego kaznodziejstwa na temat grzechu. Wskazał, że obecnie wiele kazań podejmuje zagadnienia społeczno-moralne, ale bezpośrednio na temat grzechu kaznodzieje wypowiadają się sporadycznie. Swoją wypowiedź zakończył stwierdzeniem, że głównym zadaniem kaznodziejów jest głoszenie radosnej nowiny o Jezusie Chrystusie, a znacznie mniej o grzesznym człowieku. Następnie w grupach dyskutowano na temat: „Grzech – (żaden) temat moich kazań”. Dyskusje obejmowały zagadnienia występowania tematyki grzechu w głoszonych przez kaznodziejów jednostkach przepowiadania kaznodziejskiego, oraz treści i formy tych jednostek.

Drugi dzień sympozjum poświęcony był zagadnieniu grzechu w kontekście historycznym i kulturowym. Wprowadzenia w powyższą tematykę dokonał prof. Hubertus Lutterbach z Essen w wykładzie: „Grzech w ujęciu historyczno-kulturowym”. We wstępie swojego referatu wskazał na sposób podejmowania tematyki grzechów w kulturze antycznej oraz w piśmiennictwie starotestamentalnym. Następnie prelegent wskazywał na zagadnienie grzechu w kontekście odpowiedzialności wynikającej z podejmowania konkretnych czynów. Wskazywał między innymi na odpowiedzialność za działania w sferze sakralnej. W kolejnym punkcie swoich rozważań przedstawił, na przykładach konkretnych dzieł, kulturowy

kontekst nieczystości kultycznej i etycznej. Odwoływał się, między innymi, do różnych przykładów rozumienia grzechu w sferze seksualnej. W ostatniej części referatu prelegent wskazał na wpływ grzechu i czynienia zła na życie człowieka. Zło może mieć istotny wpływ na postawę życiową człowieka i na jego biografię. W czasie sesji popołudniowej w grupach dyskutowano nad obrazem grzechu w kulturze współczesnej. Poszczególne grupy skoncentrowały się na problematyce grzechu w pieśniach kościelnych (moderator: prof. dr Konrad Klek z Erlangen), w filmie (moderator: dr Jürgen Bründl z Würzburga) oraz w malarstwie (moderator: dr Peter Steiner z Freising).

W trzecim dniu sympozjum rozważano tematykę związaną z grzechem w ujęciu teologii systematycznej. Pierwszym prelegentem był prof. Martin Laube z Uniwersytetu w Bonn, który wygłosił wykład: „Grzech – ujęcie ewangelickie”. Prelegent swoje wystąpienie rozpoczął od naszkicowania rozumienia grzechu przez głównych teologów protestanckich XX wieku i ukazał poglądy Karola Bartha, Wolfharta Pannenberg’a i Friedricha Daniela Schleiermachersa. Referent na podstawie syntezy nauczania wymienionych teologów sformułował następujące tezy:

- nauczanie o grzechu jest negatywnym ujęciem nauczania o łasce,
- grzech jest zjawiskiem do końca niewytlumaczalnym,
- wszyscy ludzie są grzeszni i słabi,
- każdy grzech jest przejawem zachwiania wiary,
- człowiek z natury jest grzeszny, ponieważ jest zniewolony brakiem sił do walki ze swoimi słabościami.

W dalszym ciągu spotkania dr Jürgen Bründl z Uniwersytetu w Würzburgu wygłosił referat: „Grzech – ujęcie katolickie”. We wstępie wskazał na trudność w jednoznacznym zdefiniowaniu grzechu oraz bezsilność współczesnych teorii soteriologicznych w precyzyjnym i kompleksowym rozwiązaniu problematyki dotyczącej grzechu i winy. Mówca wskazał na dwie zasadnicze linie rozważań na temat grzechu: pierwsza – ontologiczna (przebiega na linii: grzech pierwotny – grzech dziedziczny – grzech osobisty); druga odkrywająca sytuację konkretnego człowieka – grzesznika. Autor powołał się na myśli współczesnych teologów katolickich wypowiadających się na temat grzechu: Karla Rahnera, Pieta Schoonenberga i Michaela Sievernisha. W trzecim punkcie swoich rozważań referent ukazał grzech jako sytuację niedoskonałości, ubóstwa, którą można uleczyć jedynie przez wysiłek uwalniania się zasilany współpracą z Bogiem. W porze popołudniowej trzeciego dnia uczestnicy sympozjum wzięli udział w bogatym programie kulturalnym. Najpierw zwiedzili Pinakotekę monachijską, następnie zaś Muzeum w Georgianum.

Czwarty dzień sympozjum był okazją do podsumowania podejmowanej problematyki. Najpierw przedstawiono zasadnicze myśli występujące w ciągu trzech dni prac sympozjalnych. Ujęto hasłowo treści poszczególnych wystąpień: grzech jako istniejący fakt, interpretacja zjawiska grzechu, grzech w kontekście kulturowym i historycznym, relacja grzechu i winy, grzech w relacji do Jezusa Chrystusa

i do Kościoła, konieczność odważniejszego mówienia o grzechu, relacja grzechu i łaski Bożej oraz niebezpieczeństwo moralizowania w czasie wypowiedzi na temat grzechu. Następnie, tj. w czasie pracy w grupach, sformułowano wskazania kierowane do kaznodziejów wyповідаjących się na temat grzechu.

Każda grupa otrzymała do przeanalizowania tekst jednego wystąpienia na temat grzechu (*Sündenpredigt*) i miała na jego podstawie sformułować kilka zasad mówienia o grzechu w kazaniu. Spostrzeżenia i postulaty były różne, np. zwracano uwagę na to, by grzech przedstawiać przede wszystkim jako zaburzenie relacji z Bogiem, nie uciekać się do nadinterpretacji odnośnych perykop biblijnych, unikać wyrażania nazbyt pochopnych opinii/sądów, a tym samym piętnowania konkretnych osób i grup społecznych/zawodowych (np. artystów o „burzliwym” życiorysie, bankierów w sytuacji kryzysu). Ostatnim punktem programu sympozjum była prezentacja wyników pracy w grupach.

Sympozjum monachijskie dostarczyło homiletom cennych impulsów do podejmowania problematyki grzechu w przepowiadaniu słowa Bożego. Jednak największym *novum* tegorocznego sympozjum był fakt, że wybrano taką właśnie problematykę. Współcześnie, zwłaszcza w kulturze zachodniej, miejsce grzechu zajmują niewiedza, strach i ignorancja. Często eliminuje się grzech z kategorii myślowych obowiązujących w najnowszej kulturze, co powoduje upowszechnienie się moralnego relatywizmu. Stąd organizatorzy sympozjum wykazali się odwagą powrotu do jednego z najważniejszych zagadnień chrześcijańskiego nauczania.

Ks. Leszek Szewczyk, Uniwersytet Śląski